

Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Roman von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Kochwerk verboten.

Grete saß in der dunklen Wohnstube und sann; und zu Allem, was durch den jungen Kopf flog, sagte die alte Uhr ihr ruhiges, gleichmäßiges Tick-tack und ebnete gleichsam die hochgehenden Wogen in der Seele. Reinhold's Gefäßigkeit und sein aber es wurde niedergelämpft — nein, die Heimkehr in das väterliche Haus ließ sie sich abtödteln nicht verbittern! Fort mit der unerquidlichen Wahrnehmung! . . . Da war das Gesicht der schönen Dame vom Hofe, das hatte nichts Aufregendes! Sie mußte sehr überlegenen Verstandes oder eine phlegmatische Natur sein, die herzogliche Rechte mit der unbeschreiblichen Ruhe und Gelassenheit in Jügen und Geberden . . . Früher hatte man kaum um die Existenz der schönen Heloise von Landeneck gewußt. Prinz Ludwig hatte einen hohen preussischen Militärposten bekleidet und seinen Wohnsitz in Koblenz gehabt. Nur selten war er an den heimischen Hof gekommen, und das den apanagierten Prinzen des herzoglichen Hauses zur Verfügung gestellte Landschlösschen, der Prinzenhof, hatte lange Jahre unbesetzt geblieben. Es lag außerhalb der Stadt, am Fuße eines ehemaligen Burgberges, den noch einzelne Mauertrümmer krönten, und war ein einstöckiger Rokobau mit Manfarde und den nöthigen Kammern und Stallungen, die unter dem Laubdach herrlicher alter Nußbäume völlig verschwanden, während sich vor der geschwundenen Vorderfront

ein hübsches, mit Blumengruppen und Statuen geschmücktes Rasenparterre hinzog. Vom Dambacher Pavillon aus konnte man ja den Prinzenhof fast greifbar nahe liegen sehen.

Nun war er wieder bewohnt, und Tante Sophie hatte in Berlin viel von dieser Veränderung gesprochen. Die Wittve des Prinzen Ludwig war froh gewesen,

„unterkriechen“ zu können, wie sich der Kleinstädter insgeheim drastisch genug ausdrückte; denn an Baren hatte der Verstorbene so gut wie nichts hinterlassen, und die Wittwenpension war keine allzugroße. Wie man aber wußte, hatte das herzogliche Paar eine warme Zuneigung zu der jungen, verwaisenen Nichte gefaßt, und vorzugsweise aus dem Grunde mochte es wohl geschehen, daß den beiden Damen Subsidienmittel zufließen und Vorrechte zugestanden wurden, auf die sonst nur Ebenbürtige Anspruch hatten.

Nun, die Equipage, die eben über den Markt herabrauste und draußen vor der Thür hielt, war elegant genug, um ein fürstliches Geschenk zu sein. Der offene Wagen funkelte und glitzerte im Gaslichte, und das feurige Gespann schnaubte und stampfte vor Ungeduld. Es währte geraume Zeit, bis man sich droben entschloß, anzubrechen, bis das Stimmgeräusch der Gesellschaft die Treppe herabkam und der große Flügel des Hausthores zurückgeschlagen wurde, um auf das Trottoir draußen den starken Lichtschein der Gaslampen strömen zu lassen.



Kindersherze. Nach dem Gemälde von Th. Schmidt.

In diese grelle Beleuchtung trat zuerst die Baronin Taubened und wuschelte an Herbert's Arm nach dem Wagen. Sie war von einer übermäßigen Korpuskulenz, und die Tochter, die ihr folgte, mochte ihr später darin ähnlich werden. Jetzt freilich hatte ihre hohe, volle Gestalt noch schöne, ebenmäßige Linien. Sie zog die schwarze Spigenhülle fester über das tief in die Stirn fallende Blondhaar, setzte sich vornehm ruhig neben die leuchtende Mama und sah sehr theilnahmslos auf die übrigen Gäste herab, welche, noch einmal sich verabschiedend, den Wagen umringten, um sich dann nach allen Richtungen hin zu zerstreuen.

Herbert war sofort mit einer tiefen Verbeugung zurückgetreten — das sah nicht aus, als habe die Verlobung in der That stattgefunden — die Frau Amtsräthin dagegen hatte die Hand der jungen Dame zwischen die ihren genommen, sie presste sie unter fortwährendem, nahezu aufdringlichem Sprechen und bog plötzlich, wie von Zärtlichkeit überwältigt, ihr Gesicht auf die hellbehaarschuhnte Rechte, um, Margarete vermochte nicht zu unterscheiden ob den Mund oder die Wange darauf zu drücken.

Sie fuhr unwillkürlich vom Fenster zurück. Das Blut strömte ihr heiß nach den Schläfen — sie schämte sich in tiefster Seele für die alte, weißhaarige Dame, die ihre sonstige stolze Gemessenheit und Würde einem so jungen Geschöpf gegenüber völlig verlor.

Ganz erbittert sprang sie vom Fenstertritt. In was für ein armseliges, beschränktes Thun und Treiben war sie zurückgekommen! Hatte sie deshalb den weiten Flug in ferne Lande und alte Zeiten gemacht und sich an dem berauscht, was der Menschengestalt im edlen Schönheitsgefühl, im Freiheitsdrange an Idealen eronnen und erkürrt, um hier an der widerlichsten Kriecherei zu sehen, wie geistig arm der Mensch werden kann? . . . Nein, der Käfig war zu eng! Auch nicht die äußersten Spigen der freihewohnten Flügel ihres Geistes opferte sie, um sich ihm anzubequemen! . . . das, was augenblicklich dominirend und entwerend durch das gesammte moderne Leben ging, der Servilismus, die Machtanbetung, das ungenirte Buhlen um die Gnade einflußreicher Persönlichkeiten, das waren jetzt die Gespenster im Lampredtsgeheim, gegen die sie sich ihres Leibes und Lebens zu wehren hatte! — Wahrlich, „die schöne Frau mit den Karfunkelsteinen“, die einzig aus rücksichtsloser, heißer Liebe die Grabesruhe vertriebt, sie stand groß neben den kleinen Seelen! . . .

9.

Draußen rollte der Wagen davon. Margarete verließ die Wohnstube; aber sie flog nicht, wie sie wohl gleich beim Kommen im ersten Impuls gethan, den Thron entgegen — wie angegriffelt stieg sie langsam die wenigen in den Hausflur führenden Stufen hinauf.

Herbert schien eben die Treppe hinauf gehen zu wollen, und der Kommerzienrath kam über die Schwelle in den Hausflur zurück. Auf seinem Gesicht lag noch der Glanz befriedigten Stolzes über die seinem Hause widerfahrne Ehre. Er stuzte bei Margareten's Erblicken, breitete aber gleich darauf unter einem Freudenruf die Arme aus und zog die Heimgekehrte an seine Brust. Und da war auch wieder ein Lächeln auf ihren Lippen.

„Gi, bist Du es wirklich, Gretchen?“ rief die Frau Amtsräthin, die in diesem Augenblick in Reinhold's Begleitung von draußen hereintrat. „So ganz wider Erwarten?“ — Sie ließ die Schleppe, die sie mit spitzen Fingern sorgsam hoch über dem Boden hielt, rauschend nieder sinken, streckte dem jungen Mädchen die Rechte entgegen und hielt ihr mit würdevoller Grazie die Wange zum Kuß hin. Das schien die Enkelin nicht zu bemerken — sie berührte die großmütterliche Hand mit ihren Lippen und schlang dann die Arme um den Hals des Bruders. . . . Ja, sie hatte ihm vorhin ernstlich gegrollt! Aber er war ja ihr einziger Bruder, und er war krank; das heimtückische Leiden raubte ihm die Jugend, allen Glanz, allen Zauber der himmlisch schönen „achtzehn Jahre“. Und wie das Herz unruhig und beängstigend hastete in der schmalen Brust, an welche sie sich schmiegte! Wie sein Körper sich frostig schüttelte unter dem kühlen Nachthauch, der vom Markte hereinblies! —

„Gehen wir hinaus! Der zugeige Hausflur ist ein schlechter Begrüßungsort!“ mahnte der Kommerzienrath. Er legte seinen Arm wieder um Margareten's Schultern und stieg mit ihr die

Treppe hinauf, Herbert nach, der um eine Anzahl Stufen voraus war.

„Großes Mädchen!“ sagte der Papa und maß mit väterlich stolzem Blick die jugendliche Gestalt neben sich.

„Ja, sie ist noch recht gewachsen,“ meinte die Großmama, die an Reinhold's Arm langsam nachkam. „Mußt Du nicht auch lebhaft an Fanny's Züge und Erscheinung denken, Balduin?“

„Nein, ganz und gar nicht! Die Gretel hat ein echtes Lampredtsgeheim,“ entgegnete er, und seine Stirn verfinsterte sich.

Droben im großen Salon stand Tante Sophie an einem Seitentisch und zählte das gebrauchte Silberzeug in einen Korb. Sie lachte über das ganze Gesicht, als Margarete auf sie zusag. „Dein Bett steht bereit, auf dem nämlichen Platz, wo Du als Kind alle Deine lustigen und dummen Streiche verschlafen hast,“ sagte sie, nachdem sie unter der stürmischen Umarmung des jungen Mädchens zu Athem gekommen war. „Und in der Hoffstube nebenan ist's auch ganz hübsch und gemüthlich, wie Du's immer gern habest.“

„Also ein Komplott!“ meinte die Frau Amtsräthin mit scharfer Rüge. „Tante Sophie war die Vertraute, und wir Anderen mußten uns bescheiden, bis der große Moment gekommen war!“ Sie zuckte mit den Schultern und ließ sich auf den nächsten Stuhl nieder. „Wäre er nur früher gekommen, dieser große Moment, Gretel! Aber Deine Heimkehr jetzt hat so gut wie gar keinen Zweck — der Hof geht in den nächsten vierzehn Tagen nach M. zurück; von einer Vorstellung wird kaum noch die Rede sein können.“

„Sei Du froh, liebe Großmama! Du würdest doch keine Ehre mit mir einlegen. Du glaubst gar nicht, was für ein Hofenfuß ich bin, was für ein schauderhaft läppisches Ding, wenn ich die Kourage verliere! Das heißt, vor unieren lieben, alten Herrschaften würde ich Stand halten — die sind mild und gütig und verschüchtern ein zaghaftes Menschenkind nie geistlich. Aber die Anderen — sie brach ab und fuhr sich mit der Hand unwillkürlich durch die Locken. „Deshalb bin ich ja aber auch gar nicht gekommen, Großmama; der Weihnachtsbaum hat mir's angethan, Weihnachtsnachten drümen in der Wohnstube! Ich habe mich sattgesehen an all den Konfektfiguren und den Buchbinder-Meisterwerken, die Tante Elise kauft und mühelos an den Baum hängt. Ich will wieder jene Vorbereitungsabende durchleben, wo es draußen stürmt und schneit und drin in der warmen Stube die Rüsse auf dem Tische rasseln, das Blattgold herumfliegt und aus der Küche der Duft von selbstgebackenen Kringeln und allerhand undefinirbarem Wundergethier durch die Schlüssellocher und Thürspalten zieht. Das Süßichste wird freilich fehlen, Tante Sophiens verdeckter Nährkorb, aus welchem dann und wann ein Endchen von angefangenem Puppenstaat guckte; und über die Bilderbücher bin ich leider auch hinaus. Aber von Farbe verlange ich nach wie vor meinen Pfefferkuchenreiter —“

„Anderer!“ schalt die Frau Amtsräthin ärgerlich. „Schäme Dich, Gretel! Du kommst ja nicht um ein Haar gebessert zurück!“

„Ja, das sagte Onkel Herbert auch schon.“

„Nicht in dem Sinne,“ berichtigte der Landrath kühl. Er war mit in den Salon hereingekommen, hatte sich bis dahin vollkommen passiv verhalten und stand eben vor dem Tafelaufsatz, wo er mit vorsichtigem Finger die Blumen und Früchte auseinander schob, um das wundervoll gearbeitete Tafelwerk des Silbergeschiffes besser sehen zu können. . . . Ob er das alte, wohlbekannte Familiengehäusstück der Lampredts wirklich noch nicht gesehen hatte, der Herr Landrath? —

„Was, Du hast den Onkel schon gesprochen?“ fragte Reinhold sehr erstaunt von der Birne ausblickend, die er sich schälte. „Wie ist denn das möglich?“

„Sehr leicht, Holdchen, die weil ich vorhin in Person hier oben gewesen bin.“ —

„Doch nicht in der Absicht, einzutreten?“ rief die Frau Amtsräthin in nachträglichem Schrecken.

„Mit der Eskimofrisur und in dem gräßlichen schwarzen Fähnchen?“ setzte Reinhold mit einer grotesken Abscheugende hinzu. „Hast Dich ja ganz famos herausgepußt in Deinem Berlin, Gretel!“

Margarete lachte und sah auf ihr Kleid herab. „Altere Dich nicht, Reinhold, es ist nicht mein einziges und bestes!“ Sie wandte den Kopf nach hinten und achselzuckend hin und her.

„Armes Fährchen! Frisch ist's freilich nicht mehr. Es mußte mit mir durch Pyramiden und Katakomben kriechen und ist von Gletschereis und Gebirgsregen oft windelnah gewesen — der gute, alte Kamerad! Nun habe ich mich seiner geschämt und ihn verleugnet! Onkel Herbert kann's bezeugen, daß ich mir selbst nicht schon genug war, um vor dem hohen Besuch zu debütiren.“ —

„Ich bitte Dich ums Himmelswillen, Kind, thue mir den einzigen Gefallen und fahre Dir nicht so nach Jungenart durch die Haare!“ unterbrach sie die Großmama. „Eine schauerhafte Angewohnheit! Wie kommst Du nur auf die wahnsinnige Idee, Dir das Haar kurz zu schneiden?“

„Ich mußte, Großmama, und ohne ein paar heimliche Thränen ist's auch nicht abgegangen, das leugne ich gar nicht. Aber es war oft zum Verzweifeln, wenn die Köpfe Morgens beim Flechten kein Ende nehmen wollten und Onkel Theobald draußen vor der Thür wartete und auf- und abließ vor Ungeduld und Angst, daß wir den Zug oder die Post veräumen könnten. Und da machte ich kurzen Proceß, als es nach Olympia gehen sollte, und griff zur Schere. Ich hätte mich wohl gehehret, wenn es nöthig gewesen wäre, so ungeduldig und auf das Weiterkommen erpicht war ich selbst. . . . Uebrigens ist die Sache gar nicht so schlimm, Großmama. Mein Struwelhaar wächst wie Unkraut, und ehe Du Dich veriehst, ist wieder ein ganz respectable Zopf da.“ —

„Da kannst Du warten,“ warf die alte Dame trocken ein. „Unfinn, kapitaler Unfinn!“ plagte sie dann zornig heraus. „Tante Elise konnte auch besser aufpassen und den Streich verhindern!“

„Die Tante? Ach, Großmama, da siehst's erst schlimm aus! Mindestens um eine Handbreit kürzer, als dies!“ — sie zog einen ihrer Vorderringel mit einem schelmischen Lächeln in die Länge.

„Na, Ihr mögt ein schönes Zigeunerleben führen auf Circen erecherten Touren!“ rief die alte Dame indignirt und strich nervös erregt einige Tortenkümel auf dem Taschentuch zusammen. Wie meine Schwester es fertig bringt, sich den Berufsstudien ihres Mannes so unterzuordnen, das ist mir geradezu unfaßlich. Wo bleibt da das Recht der Frau auf die eigene angenehme Lebensstellung? . . . Nun, es ist ihre Sache — wie man sich bettet, so liegt man. . . . Aber was soll nun werden? Sieh Dir doch einmal das Mädchen an, Balduin! Jahre können vergehen, bis sie wieder präsentabel ist. . . . Ich frage Dich, Grete, wie willst Du es anfangen, in dem kurzen Gewirr eine Blume fest zu fieden, von einem Schmutzstück gar nicht zu reden? Die Rubinsterne zum Grempele, die Deiner seligen Mama so unvergleichlich standen.“ —

„Ah, die Karfunkelsteine? Die schöne Dore im rothen Salon hat sie auf dem Toupet?“ fiel Margarete lebhaft fragend ein.

„Ja, Gretel, dieselben,“ bestätigte der Kommerzienrath, der sich bis dahin schweigend verhalten und eben ein Glas Champagner rasch geleert hatte, an Stelle der Großmama. Er war erblaßt, aber die Augen glühten ihm unter der Stirn, und seine Finger umklammerten das Glas, als wollten sie es zu Scherben zerdrücken. „Ich habe Dich herzlich lieb, Kind, und will Dir geben, was Dein Herz verlangt; aber die Rubinsterne schlage Dir aus dem Sinne — so lange ich lebe, kommen sie in kein Frauenhaar mehr!“

Die Frau Amtsräthin fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen und sah mit traurig gesenkten Mundwinkeln in ihren Schoß nieder. „Ich begreife, ich verstehe Dich, lieber, lieber Balduin,“ sagte sie in tiefmüthlichem Ton. „Du hast Fanny allzusehr geliebt!“

Ein bitteres Lächeln flog über sein Gesicht, und er hob die breiten Schultern, als wolle er eine namenlose innere Ungeduld abschütteln. Nirrend stieß er das Glas auf den Tisch und ging mit dröhnenden Schritten in das Nebenzimmer, die Thür hinter sich zudrückend.

„Armer Mann!“ sagte die Frau Amtsräthin halblaut und beschattete einen Moment mit der Hand die umflorten Augen. „Ich bin untröstlich über meine Ungeachtlichkeit — ich hätte nicht an diese nie heilende Wunde rühren sollen! . . . Und gerade heute war er so heiter, ich möchte sagen, stolz glücklich! Seit Jahren habe ich ihn zum erstenmal wieder lächeln sehen. . . . Ach ja, es waren aber auch wieder einmal ein paar himmlisch schöne Stunden, unvergeßlich schön und beglückend! . . . Nur Eines hat mir ein paarmal thatsächlich den Angstschweiß auf die Stirn getrieben, liebste Sophie!“ — das leise Aneinanderkiffen

des Silbers hinter ihr verstummte, Tante Sophie horchte pflücht-schuldigt dem, was kommen sollte — „Es wurde zu langsam servirt. Mein Schwiegerjohn wird wohl für solche Fälle noch helfende Hände acquiriren müssen.“ —

„Gott behüte, Großmama, was soll denn das kosten?“ protestirte Reinhold. „Wir haben unsern Etat für dergleichen, und der wird absolut nicht überschritten. Franz muß eben seine faulen Beine besser rühren! Ich werde künftig schon Feuer dahinter machen!“

Die Großmama schwieg. Sie nahm ein paar halbwette Rosen, die Fräulein Heloise von Taubeneck in der Hand gehabt und auf ihrem Platz zurückgelassen hatte, und steckte ihr spitzes Käschchen hinein — sie widersprach dem erregbaren Entel nie direkt. „Es war aber hauptsächlich noch ein Bedenken, das mir im Verlauf des Essens beängstigend aufstieg, beste Sophie —“ sagte sie nach einer augenblicklichen Pause über ihre Stuhllehne zurück — „war nicht doch das Menu in etwas zu derber Weise zusammengesezt? Wissen Sie, Liebste, ein wenig zu spießbürgerlich für unsere hohen Gäste? Und das Roastbeef ließ auch viel zu wünschen übrig.“

„Sie brauchen sich wirklich nicht zu ängstigen, Frau Amtsräthin,“ entgegnete Tante Sophie mit ihrem heitersten Lächeln. „Der Küchenzettel war, wie ihn die Jahreszeit giebt, und ein Schelm giebt mehr als er hat. Und das Roastbeef war gut, wie es immer auf unserm Tisch drunten kommt. Draußen im Prinzenhof verlangen sie das ganze Jahr durch kein so feines, theures Stück, wie mir der Hofmeßger sagt.“

„So! — hm!“ räusperte sich die Frau Amtsräthin und vergrub ihr Gesicht einen Augenblick förmlich in den Rosen. „Ach, dieser köstliche Duft!“ lispelte sie. „Sieh mal, Herbert — diese weiße Theeroje ist eine Neuheit aus Luxemburg, wie mir Fräulein von Taubeneck sagte. Der Herzog hat sie ganz extra für den Prinzenhof kommen lassen.“

Der Herr Landrath nahm die Rose. Er besah ihren Bau, prüfte den Duft und gab sie seiner Mutter zurück, ohne eine Miene zu verziehen.

Wer sah diesem Mann an, daß er einst eine solche weiße Rose mit einer Wuth und Gluth, als sei er plötzlich wahnwichtig geworden, geraubt und vertheidigt und um keinen Preis wieder herausgegeben hatte? Margarete hatte diesen räthselhaften Vorgang nie vergessen können, und jetzt war er ihr freilich kein Räthsel mehr — der damalige Primaner hatte das schöne Mädchen im Pachtbause offenbar geliebt; es war eine erste schwärmerische „Schülerliebe“ gewesen, die er von seinem jetzigen Standpunkt aus natürlicherweise mitleidig belächelte. Die Zeit der Lyrik war längst vorüber, und die strenge Prosa des trockenen, berechnenden Verstandes war an ihre Stelle getreten.

Da war der Papa, der sich eben mit seinem Schmerz in das Nebenzimmer geflüchtet, doch ein Anderer! Er konnte nicht vergeffen. — Das Herz wallte ihr über von Mitleid und warmer, kindlicher Liebe — kaum wissend, daß sie es that, öffnete sie geräuschlos die Thür, die er hinter sich geschlossen, und schlüpfte in das Zimmer.

Der Kommerzienrath stand unbeweglich in der dunkelblenden Fensternische, in die nur ein schwacher Schein der Hängelampe fiel, und schien auf den Markt hinauszusehen. Der dicke Teppich machte die leichten Mädchentreitte unhörbar, und so stand sie plötzlich hinter dem in sich versunkenen Manne und legte ihm sanft schmeichelnd die Hände auf die Schultern.

Er fuhr herum, als sei die Berührung ein Faustschlag gewesen, und starrte mit verstörten, wie wahnwichtig blickenden Augen der Tochter in das Gesicht. „Kind,“ stöhnte er, „Du hast eine Art, die Hand aufzulegen.“

„Wie meine arme Mama?“

Er preßte die Lippen auf einander und wandte sich ab.

Aber sie schmiegte sich fester an ihn. „Lasse Deine Grete da, Papa! Schide sie nicht fort!“ bat sie weich und innig. „Der Gram ist ein schlimmer Kamerad, und mit dem lasse ich Dich nicht allein. . . . Papa, ich werde zwanzig Jahre alt — gelt, schon ein recht altes Mädchen? — und habe mich ganz gehörig draußen in der Welt umhergetummelt. Ich habe viel gehört und gesehen, für alles Schöne und Große die Augen redlich aufgethan und mir manche Lehre brav hinter's Ohr geschrieben, wie Tante Sophie sagt. . . . Und die Welt ist so wunderschön.“

„Kind, lebe ich denn nicht auch in der Welt?“ — Er deutete nach dem anstößenden Salon.

„Ob aber auch unter Menschen, die Dir wirklich und wahrhaftig aus Deiner Seelenfinsterniß empor helfen könnten?“

Er lachte hart auf. „Das freilich nicht! Die wohl zu allerletzt! Aber man kann sich auch mit verchlöffener Seele hier und da zerstreuen. Freilich, der Magenjammer kommt nachher mit doppeltem Glend und stürzt die arme Seele um so tiefer in ihren grausamen Zwiespalt zurück.“

„Nun, so würde ich mich dem nicht aussetzen, Papa!“ sagte sie und sah mit erstem Blick zu ihm auf.

Ein spöttischer Zug ging durch sein dunkles Gesicht, während er ihr mit der Hand über das Haar strich. „Meine kleine Weise, Du sprichst, wie Du's verstehtst — wenn das so leicht wäre! . . . Du bist durch Katakomben und Pyramiden gekrochen und hast in Troja und Olympia an der Hand des Untels dem Leben und Sein der alten Welt nachgepörrt, aber vom modernen Leben weißt Du blutwenig. Mit dem eigenen Selbstgefühl wird jetzt Keiner fertig, der etwas gelten will; dazu gehört auch etwas Sonnenschein, der aus den höchsten Kreisen kommt.“

Er zuckte die Achseln.

„Das ist mir freilich unverständlich,“ sagte sie, und das Blut stieg ihr in das Gesicht. „Aber ich weiß doch mehr vom modernen Leben, als Du denkst, Papa. Der Untel in Berlin duldet nichts Zweifelhaftes, im Dunkeln Kriechendes in seinem Hause; da kommen nur helle Köpfe zusammen, und es wird frisch und frei vom Herzen weggesprochen. Sieh, und da jagte kürzlich Einer: „Ach so, sie nennen es: den Klaffenhaß schüren, wenn wir uns unserer Haut wehren und gegen die drohend: Niederdrückung kämpfen! Meine Seele ist rein von Haß — mögen Jene doch steigen, so hoch sie wollen, ich sehe neidlos zu, sie müssen sich nur nicht dabei auf unsere Leiber stellen wollen. Aber das ist's eben — mit ihrem Steigen wachsen ihnen Kraft und Lust, uns niederzutreten. Allein selbst darum hasse ich nicht: ich trage der Vergangenheit Rechnung. Die Abneigung, dem Vurqertum Vorschub zu leisten, oder vielmehr das Streben, es nicht stat werden zu lassen, liegt ihnen traditionsgemäß im Blute. Dagegen fühle ich Grimm, unbezwinglichen Grimm gegen die feilen Fahrenlächtigen aus unserer Reihe, die liebbedienlich und um des persönlichen Vorteils willen das eigene Fleisch und Blut betampfen und um so fanatischer wüthen, als sie sich sagen müssen, daß sie der ehrlieh Gebliedene verachtet.“ So sagte Doktor —“

„Auch nur Einer, dem die Trauben so sauer sind,“ fiel der Kommerzienrath mit lächelndem Hohn ein; „eine Motte, die sich die Flügel nicht verbrennen konnte, einfach, weil sie dem Licht noch nicht nahe kommen durfte! Der schwent auch noch einmal, meine liebe Grete! Wir sind eben Kinder unserer Zeit und keine Spartaner. . . Und wenn es zehnmahl nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, und wenn die Speichelleckerei in gröbster, abstoßendster Weise zu Tage liegt, die Welt bewundert trotz alledem das dekorirte Knopfloch und nennt den Liebediener ehrfurchtsvoll bei dem neuen Titel, den er sich erschlichen hat. . . Zu jenen Servilen gehöre ich nun allerdings nicht — ich will nichts haben, und zu schwanken brauchte ich auch nie, denn ich habe niemals den Beruf in mir gefühlt, mich wie ein Gladiator dem Herkömmlichen entgegenzustellen und mit volksbeglückenden Tiraden mich lächerlich zu machen. Das ist Verstandesfuge; die unbezwingliche Scheu aber, das unwillkürliche Beugen vor dem, was man in jenen hohen Regionen sagt und urtheilt, liegt mir im Blute. Es ist stärker als ich — ich kann nicht dafür, ich kann nicht darüber hinaus, mit dem besten Willen, mit aller Kraft nicht!“

Er ließ das junge Mädchen plötzlich allein stehen in dem Fensterbogen und schritt in fast wildem Tempo auf und ab. „Ja, wer plötzlich Alles — Charakteranlage und Erziehungsresultate — abschütteln und wie auf einamer Insel, ungesehen, sich so zeigen dürfte, wie es ihm in tiefster Seele aussieht, wie er fühlt und leidet, ja der —!“ er brach mit einer leidenschaftlichen Gebrede ab.

Die Energie und Bestimmtheit dieses Mädchens hatte ihn offenbar für einen Moment vergessen lassen, daß es seine junge Tochter war, vor deren Ohr sein Schmerz laut wurde.

„Geh jetzt hinunter, mein Kind!“ sagte er sich bezwingend. „Du wirst müde und hungrig sein — ich fürchte, es hat Dir

noch Niemand Etwas angeboten. Nun, von dem Abhub der Tafel sollst Du auch nichts essen. Tante Sophie wird Dir schon drunten einen gemüthlichen Theetisch herrichten, und bei ihr bist Du ja auch am liebsten. Hast auch Recht, Gretel — das ist Gold, lauterer Gold, und ich lasse mich nicht irremachen, so oft man auch versucht, es zu verdächtigen. . . Was für eine heiße Hand Du hast, Kind! Und wie Dir Dein sonst so blaßes Gesichtchen glüht! Ja, siehst Du, kleine, tapfere Bürgerin, die Politik —“

„Die Politik? Ach Papa, ich bin ja nur ein Mädchen, ein kleines, dummes — was geht mich die Politik an? Ich erzähle ja nur nach!“ Sie lächelte schelmisch. „Du wirst doch um Gotteswillen nicht denken, daß die Grete den Männern ins Handwerk pfeifen will? Gott soll mich behüten! Aber ich meine,“ fuhr sie ernst fort, „hier handle es sich ja nur um allgemeines Menschliches, um Recht und Unrecht, um moralische Kraft und Feigheit, um wahren Stolz und Niedertracht. . . Und wäre Deine Schilderung wirklich die Signatur unserer Zeit und bliebe maßgebend für immer, ei, da möchte man doch lieber gleich eine Mumie von Memphis oder Theben sein und vor Jahrtausenden gelebt haben! Aber das ist nicht wahr!“ Sie schüttelte energisch den Kopf. „Wir leben trotz alledem in einer großen Zeit, wenn wir auch inmitten einer gewaltigen Brandung ringen müssen; sagt Untel Theobald immer. Das Gute und Echte wird schon obenauf kommen, und die widerlichen Blasen, die der Kampf jetzt auf die Oberfläche treibt, werden nicht ewig glitzern und die Schwachen blenden. . . Und Du solltest nicht zeigen, wie Du fühlst? Aus Menschenfurcht Dich verschließen? Du, ein unabhängiger Mann, solltest nicht nach Deiner Façon ruhig und zufrieden werden dürfen? Was helfen Dir Gnaden und Gumbeweise von außen, wenn Du innerlich darbst und entbehrst —“

Er zog sie plötzlich unter die Hängelampe, bog ihren Kopf zurück und sah ihr mit düsterdrohendem Blick tief in die Augen, die offen und furchtlos zu ihm ansahen. „Ist das Hellscheit, oder schleicht man mir nach? . . . Nein, meine Gretel ist ehrlieh und wahrhaftig geliebt! Da giebt's kein Falsch!“ Und er schlang seinen Arm wieder um ihre Gestalt. „Mein braves Mädchen! Ich glaube, Du wärst die Einzige in der Familie, die zu mir hielt, wenn mich die Welt in Banu und Acht erklärte —“

„Natürlich, Papa, dann erst recht!“

„Würdest mir helfen, eine uneliege Schwäche zu überwinden?“

„Ganz selbstverständlich, mit aller meiner Kraft, Papa! Probire es nur mit mir! Ich habe Kouage für Zwei. Hier meine Hand zu Schutz und Trug!“ Ein schönes Lächeln, halb schalkhaft, halb ernst, flog um ihre Lippen.

Er küßte sie auf die Stirn, und wenige Augenblicke nachher trat sie wieder in den Salon.

Tante Sophie war nicht mehr da. Sie war mit ihrem Silbertorb hinuntergegangen und machte jedenfalls schleunigst den Theetisch zurecht. Der Bediente löschte eben den Kronleuchter aus, und Reinhold nahm das Koniett, Stück um Stück, von den Krystallschalen und legte es, pünktlich fortirt, „zum Wegschließen“ in verschiedene Glasbehälter. Die Frau Amtsräthin aber sah behaglich zwischen Plüschpolstern hinter einem Sophatisch — weil es oben durch fortgesetztes Lüften schauerlich kühl, hier unten aber noch so köstlich warm und mollig sei, wie sie sagte — und legte ihre allabendliche Patience. Großmama und Bruder hatten somit nicht viel Zeit für die Heimgelehrte, und das „Gutenacht“ Beider klang recht zerstreut und obenhin.

Das junge Mädchen vermiste nichts, gar nichts! Sie war froh, so leichten Kaufs für heute davonzukommen — hier oben war sie fertig. . . Nur als sie draußen durch den dämmerigen Flurhaal schritt, da stand Einer im Fenster und sah aufsteigend in den Hof hinunter — der Herr Landrath! — An ihn hatte sie auch nicht mehr gedacht; Kopf und Herz waren ihr überwall von der räthselhaften Art und Weise, wie sie ihren Vater eben gesehen. Für ihr klares, entschiedenes Denken und Fühlen war ein solch düster geheimnißvoller Seelenzwiespalt etwas ganz Verwunderliches — solch eine Männerjele in ihrem Widerstreite mochte wohl schwer zu verstehen sein. . . Ob den dort, den kühl gewordenen, in Amt und Würden stehenden Mann nun doch auch vielleicht für einen Moment die Erinnerung packte und ihn hinüber

Abend der
Dir schon
i ihre dir
- das ist
n, so ist
eine heiße
affes Ge
erin, die

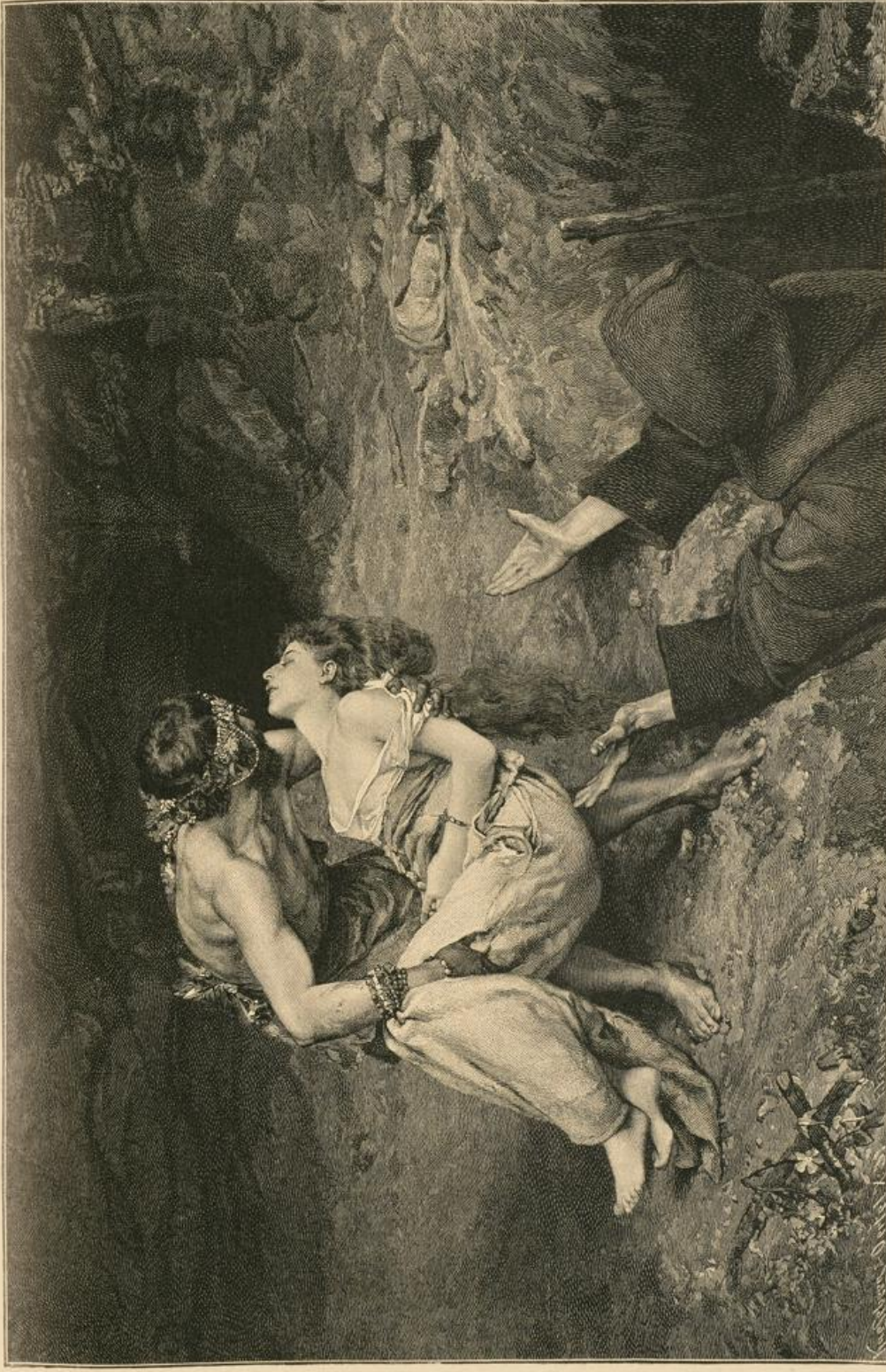
Mädchen
nn? Ich
wirft doch
nern ins
Aber ich
um all
sche Kraft
und wäre
und bliebe
gleich eine
taufenden
energisches
eit, wenn
müssen,
wird schon
ampf jetzt
und die
gen, wie
Du, ein
on ruhig
den- und
und ent-

ren Kopf
ie Augen,
ellsehend,
ist ehelich
Und er
n braves
Familie,
Nicht er

winden?"
Papa!
ei. Hier
eln, halb

le nächster
mit ihrem
nigt den
onleuchter
von den
schließen"
aber soh
h — weil
nten aber
und legte
tten somit
t" Weider

Sie war
hier oben
immerigen
inscheinend
ihn hatte
e übervoll
sater eben
ihlen war
ganz Ver
Siderstreite
den fühl-
doch auch
m hinüber



Die Zerschlagung Alafs's. Nach dem Selbstbilde von Gustav Courtois.
Photographie im Verlage von H. Braun u. Comp. in Bernau / Getreter Gasse 60/61 in Berlin.

sehen ließ nach dem Gange, wo einst das Goldhaar der schönen Blanca durch die grünen Blätter und Ranken geleuchtet?

„Gute Nacht, Margarete!“ sagte er in diesem Augenblicke in einem anderen Tone, als die beiden Beschäftigten im Salon.

„Gute Nacht, Onkel!“

10.

Die „Hofstube“ hatte von jeher etwas Verlockendes für Margarete gehabt. Sie lag im Erdgeschloß des spulhaften Flügels und stieß dicht an die ehemalige Schlafstube der Kinder. Ein gleicher halbdunkler Gang, wie der unheimliche droben, lief hinter den Zimmern weg und trennte, auch um die Ecke laufend, die Küche von der Wohnstube. — Die beiden Etagen standen in keiner Verbindung — es war „zum Glück“ keine Treppe da; man brauchte deshalb keine Angst zu haben, daß es der weißen Frau oder dem Spinnwebenrock auch einmal einfallen könnte, herunter zu huschen, wie Bärbe immer sagte. — Die Zimmerreihe der unteren Etage wurde in ihrer Mitte durch eine Thür unterbrochen, die nach dem Hofe ging, eine mächtige, schwere Thür mit massivem Klopfer, und die beiden Seiten flankirt von Steinfiguren in Hochrelief. Breite Stufen führten von ihr nieder auf den Kiesweg, der den Rasen durchschneidete und direkt nach dem Brunnen lief.

In der Hofstube standen lauter Möbel aus der Rokokozeit, die Tante Sophie gehörten. Sie waren spiegelblank polirt, die Metallbeschläge bligten, und altes ererbtes, vielfach gefittetes Meißner Porzellan stand auf den geschweiften Platten der Kommoden und auf dem Schreibtische mit seinem hohen Aufsätze voll zahlloser kleiner Schiebefasten. Die Stube war sozusagen Tante Sophiens Schmuckkästchen, ihre „gute“ Stube, ungemüthlich und

peinlich sauber, wie es nur immer bei einer lustigen lebensfrohen alten Jungfer sein kann. Nun waren auch noch alle die umherstehenden feingemalten Schalen und Vasen, selbst die Potpourris mit mächtigen Blumensträußen aus dem kleinen Garten vor dem Thore gefüllt — die bunten Rabatten mußten der Heimkehrenden zu Ehren völlig abrasirt worden sein — und auf den weißen Dieben, die nie ein Fingerring „verunreinigt“, lag ein neuer, warmer Teppich, den Tante Sophie aus eigenen Mitteln beschafft hatte. . .

Und da war ihr der endlich heimgekehrte Liebling gleich beim Eintreten, als der Lampenschein sich über alle die geliebten, wohlbekannten Familienreliquien der alten Jungfer ergoß, um den Hals gefallen und hatte sie fast erdrückt. . . Das Bett hatte auch richtig auf dem alten Plaz gestanden, und Tante Sophie hatte noch lange daneben gesessen und erzählt — lauter Liebes und Lustiges, nicht ein Mißton durfte in das neue Zusammensein fallen. Und jede der Pausen, welche die heitere, humordurchtränkte Stimme gemacht, hatte das alte, eintönige Brunnennlied der strömenden, plätschernden Wasser vom Hofe her ausgefüllt; dazwischen hinein war auch ein paar mal das scharfe Kreischen der Bachhausthorflügel gefahren, und dann hatte die ehemalige wilde Hummel, die nun weit, weit die Welt durchflog und Kopf und Herz beutebeladen heimgebracht, mit einem so süß und lieblich schlafenden Kindergesicht in den Rissen gelegen, als habe sie sich nur bis nach Dambach und wieder heim müde gelaufen. . .

Ja, das geliebte Dambach! Nun ging das Hin- und Herwandern wieder an. Der Großpapa war ja nicht beim Diner gewesen — er hatte sich, „wie immer, aus guten Gründen um den auseinanderreisenden Kreis herumgedrückt“, wie die Frau Amtsräthin sehr pikirt bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren des Milchgemusses und ihre Abwehr.

Von Dr. Fr. Dornsbühl in Kostock.

Seit einigen Jahren hat sich, wie gewiß auch ohne Zahlenbelege zugegeben wird, der Milchverbrauch in den Städten sehr bedeutend gesteigert, und wie die Aerzte in guter und richtig behandelter Kuhmilch den allen künstlichen Mischungen vorzuziehenden Ertrag der Muttermilch für Säuglinge erkannt haben, so tritt die Milch auch als Volksnahrungsmittel mehr und mehr in ihr Recht. Denn die Kuhmilch ist in der That nicht nur wegen ihrer Verdaulichkeit eins der besten, für die ganze Kindheit ein geradezu unerseßliches Nahrungsmittel, sondern sie ist im Verhältniß zu ihrem Nährwerth auch eins der billigsten, wenn nicht das allerbilligste, da man für den gleichen Preis in ihr mehr als doppelt so viel von allen zum Leben notwendigen Nahrungsstoffen (Käsestoff, Fett und Zucker) kauft als z. B. im Rindfleisch. Auch andere, an sich billigere Nahrungsmittel, wie Brot und Hülsenfrüchte, bedürfen theils mehr Ergänzung durch andere theure Nahrungsstoffe, besonders Fett, um volle Nahrung zu werden, theils werden sie auch so viel weniger leicht und vollständig verdaut, das heißt in nützliche Blutbestandtheile verwandelt, daß der scheinbare Vortheil damit wieder verloren geht, oder gar in Nachtheil verwandelt wird. Die Milch genügt bekanntlich im ersten Lebensjahr allein zur Erhaltung und zum Wachsthum; später bedarf sie nur der Ergänzung durch Mehl oder Brot und, wenn viel Arbeit geleistet werden soll, durch Fett, um auch den Bedarf arbeitender Männer zu decken und wenigstens eine genügende Grundlage der Kost zu geben, die nur noch weniger Erregungs- oder Genussmittel nöthig hat, um allen Anforderungen des Lebens zu genügen. Nur weil die Milch die Nahrungsstoffe in verhältnißmäßig großen Mengen Wassers enthält, sind nach der frühen Kindheit concentrirtere oder stoffreichere Nahrungsmittel erwünscht, die theilweise durch die Molkeerprodukte Butter und Käse, theilweise durch Fleisch und Speck (neben Brotsfrüchten zc.) bezogen werden müssen.

Der regere Milchkonsum hat bereits in weitem Umfange den erfreulichen Erfolg gehabt, die Marktmilch wesentlich zu verbessern. Nicht nur wird von den größeren Milchzeugern und den zur besten Verwerthung ihrer Erzeugnisse gebildeten Molkeereignissen sorgsam danach gestrebt, durch gute Auswahl und Haltung des Milchviehs, so wie durch zweckmäßige Behandlung der Milch

ihre Kunden unmittelbar mit tadelloser Milch zu versorgen, sondern durch diese Konkurrenz werden auch die kleineren Milchzeuger und Milchhändler gezwungen, gute Milch zu liefern, denn Niemand, der gute Milch kennt und haben kann, wird sich noch mit schlechter begnügen. Aus dem Kreise meiner eigenen Beobachtung kann ich die Thatsache hinzufügen, daß in Folge hiervon die Erkrankungen und die Sterblichkeit der aus Kuhmilch angewiesenen Säuglinge sich erheblich vermindert haben. Den sogenannten Kurmilchanstalten, die übrigens kaum den Milchbedarf für Säuglinge und Kranke zu decken vermögen, soll der Ruhm unverkürzt bleiben, daß sie durch Beispiel und Lehre der allgemeinen Milchversorgung einen mächtigen Antrieb zur Abschaffung vieler Uebelstände gegeben haben.

Je mehr die Kuhmilch nun aber wirklich allgemeines Kinder- und Volksnahrungsmittel wird, desto sorgfältigere Beachtung verdienen die Gefahren, die mit ihrem Genuße verbunden sein können, und die, um vermieden zu werden, nicht blos den Aerzten, sondern auch den Milchzeugern und den Konsumenten, ganz besonders den Müttern genau bekannt sein müssen.

Die erste dieser Gefahren, die aber nur für kleine Kinder und Leute mit recht schwacher Verdauung besteht, ist aller Kuhmilch eigen und beruht darauf, daß ihr Käsestoff bei der Magenverdauung zunächst zu einem mehr oder weniger festen Kuchen gerinnt, der nicht leicht auflöslich ist, während der Käsestoff der Muttermilch feine, leicht wieder auflösbare Flockchen bildet. Dies ist der Grund, weshalb mit Kuhmilch genährte Säuglinge fast regelmäßig feste, weiße Käseklumpen nach unten oder auch nach oben ausleeren, und daß in diesen unverdaulichen Milchtheilen während ihres Aufenthalts im Darne sehr oft fremdartige Umwandlungen vor sich gehen, die den Kindern Beschwerden machen, ihre Ernährung stören und meist mit Durchfall und Erbrechen verbundene Krankheiten erzeugen. Die Empfehlung frischgemolkener, „kühwarmer“ Milch „vom Euter weg“ beruht darauf, daß diese weniger fest gerinnt, als die länger gestandene, wobei noch andere wichtige Veränderungen eintreten, mit denen wir uns alsbald näher beschäftigen werden. Bei der Kinderernährung sucht man durch Wasserzusatz die feste Gerinnung zu hindern, was zwar nicht völlig gelingt, aber doch die Verdauung erleichtert; nur darf diese Milch nicht vorher abgerahmt sein, sondern muß eher noch

Rahm und jedenfalls Milchzucker zugefetzt erhalten. Zu gleichem Zwecke wird die Milch auch mit einer dünnen Auflösung von arabischem Gummi, oder mit einer dünnen Schleimsuppe (von Graupen oder präparirtem Mehl) vermischt, Zusätze, die vor dem vierten Monate überhaupt nicht, später nicht immer gut verdaut und vertragen werden. Es bleibt also von höchster Wichtigkeit, Kindern und Kranken die Milch ganz frisch oder in künstlich frisch erhaltenem Zustande zu reichen.

Zweitens kann die Milch in ungeeigneter Beschaffenheit abgefordert werden. Auf die Zusammensetzung der Milch hat die Rasse, das Alter, die Milchperiode, die Haltung und Fütterung, so wie der Gesundheitszustand der Kuh großen Einfluß; soll also die Milch einer oder weniger Kühe (aus kleinen Wirtschaften) für Kinder und Kranke benutzt werden, so muß man sich über alle diese Dinge genau unterrichten. Bei größeren Herden ist dies weniger wichtig, weil die weniger gute Milch einzelner Kühe in der Masse verschwindet, und weil man durchweg annehmen darf, daß größere Viehbestände verständig und sorgfältig behandelt werden. Hier ist besonders der Uebergang von der Stallfütterung zum Weidegang zu beachten, wobei die Milch solche Veränderungen erleidet, daß sie Säuglingen gefährlich werden kann. Kindermilch muß deshalb entweder ausschließlich durch Trockenfütterung (im Stall) erzielt werden, oder es muß wenigstens der Uebergang zu andern Futter allmählich oder stufenweise eintreten. Besonders nachtheilig erweist sich die ausschließliche oder überwiegende Fütterung mit Kohl- und Rübenblättern, Rüben- und Kartoffelschnitzeln, so wie mit den Resten (Bärme, Schlempe) der Brauntweinbrennereien. Reinlichkeit der Ställe und der Kühe ist eben so wie gutes Futter unentbehrlich für die Gesundheit der Kühe und ihrer Milch. In schmutzigen, schlechtgelüfteten Ställen, so wie bei ungeeignetem Futter werden viele Kühe krank, besonders schwindfüchtig, und können durch die Milch ihre Krankheit auf Menschen übertragen.

So ist seit alten Zeiten bekannt, daß der Genuß roher Milch von Kühen, die an Maul- und Klauenfunde leiden, eine ähnliche mit Fieber und Bläschenbildung im Munde und selbst an den Fingern auftretende Krankheit erzeugt; ferner kann Milzbrand durch Milch übertragen werden und ist die Milch von perhütigten Kühen jedenfalls schädlich, wenn auch noch nicht ganz sichergestellt ist, ob geradezu Schwindsucht dadurch erzeugt wird. Da die Perlsucht oder Schwindsucht bei unrein gehaltenen und schlecht gefütterten Kühen besonders häufig ist, so darf daher kommende Milch wenigstens für Kinder nicht gebraucht werden. Auch in dieser Beziehung geben größere Milchwirtschaften, so wie gut eingerichtete und überwachte Molkereigenossenschaften größere Gewähr, als kleine Wirtschaften. Vorgesetzt gilt auch in Bezug auf giftige Kräuter, die besonders von Ziegen oft ohne allen Schaden gefressen werden, aber ihre Milch giftig machen, und ferner in Bezug auf die den Thieren gereichten Arzneimittel, von denen nach innerem, wie nach äußerem Gebrauche mehrere, namentlich Quecksilber, Wei, Arsenik, Nikotin (nachdem Kühe zum Schutz gegen Insekten mit Tabakauszug gewaschen waren), in der Milch oder an den Folgen des Milchgenusses als schädlich erkannt worden sind.

Drittens kann jede an sich gute Milch nach dem Melken schädliche Veränderungen eingehen, und zwar beruhen hierauf weitans die häufigsten und größten Gefahren des Milchgenusses.

Frische Milch ist weder sauer, noch alkalisch, sie färbt blaues Lackmuspapier schwach roth, rothes schwach blau; nach einigem Stehen der Milch aber wird die erstgenannte Färbung stärker, die letztere bleibt aus, beim Kochen läuft die Milch zusammen und ihr Geschmack wird sauer, endlich gerinnt die ganze Masse zu einem mehr oder weniger festen Kuchen, aus dem sich durch festere Gerinnung des Käsestoffes Molken abcheiden. Ein Theil des in ihr enthaltenen Milchzuckers hat sich in Milchsäure verwandelt, diese verbindet sich mit dem Alkali, welches den Käsestoff aufgelöst oder aufgeschwemmt enthält, und letzterer scheidet sich aus. Diese Umwandlung wird durch eine besondere Art äußerst kleiner Stäbchenpilze (Bacillen) hervorgerufen, die von außen in die Milch gelangen und sich rasch vermehren.

Wird die Milch in der Zeit der Säurebildung genossen, so vernichtet sie bei gesunden Erwachsenen meistens, bei Kindern immer Leibschneiden und Durchfälle, die oft sehr heftig werden und sogar das Leben bedrohen. Da reife Sauermilch oder Dickmilch aber von den meisten Menschen, selbst von vielen mit schwacher Verdauung, gut vertragen wird, so darf man annehmen, daß nicht die Milch-

säure, sondern die Bacillen jene schädlichen Wirkungen ausüben, namentlich wenn sie in der ersten Zeit ihrer massenhaften Vermehrung genossen werden. Manchmal, in der Regel etwas später als die Milchsäurebacillen, finden sich noch andere kleine Pilze, welche Buttersäure erzeugen; noch andere machen die Milch schleimig und fadenziehend, wodurch sie unschmackhaft und schädlich wirkt. Oder es bilden sich beim Stehen und Gerinnen der Milch auf der Oberfläche des ungleich ausgeschiedenen Rahmes blasige Stellen und Wucherungen von Fäden oder Schimmelpilzen, deren eine Art, bei gehöriger Vergrößerung besehen, aus verästelten, Sporen oder Samen tragenden Fäden besteht (Weißer Milchschimmel, Oidium lactis); eine andere Art, ebenfalls aus verästelten Fäden bestehend, erzeugt auf den Enden aufrechtstehende Aeste, Quirle oder Finsel, von denen jeder Faden eine lange Kette kugelförmiger Sporen enthält, die anfangs weiß, später grünlich sind (Graugrüner Finselpilz, Penicillium glaucum). Der Milchschimmel erzeugt im Munde der Säuglinge die bekannten Schwämmchen oder den Soor, die anfangs aus oberflächlich sitzendem und leicht abwischbarem Schimmeltrafen bestehen, aber bald in die Haut hineinwachsen, auch sich durch das ganze Verdauungsvohr bis über den After hinaus ausbreiten und dadurch schwere Störungen hervorbringen können.

Zuweilen bilden sich nach zwölf bis zwanzig Stunden auf der Oberfläche der Milch kleine indigoblaue Punkte, die sich rasch vergrößern und zusammenfließen, so daß schließlich die ganze Oberfläche blau und nach einigen Tagen grün oder röthlich wird. Auch diese blaue Milch ist das Werk von sehr kleinen stäbchenförmigen Spaltwilzen, die willkürlich auf andere Milch, auf gekochte Kartoffeln, Reisbrei u. dergl. m. übertragen werden können, selbst farblos sind, aber durch Zerlegung der Milch die oben erwähnte anilinartige Farbe erzeugen. Die aus blauer Milch bereitete Butter ist schmutzig weiß, schmierig und bitter. Daß die blaue Milch, abgesehen von der immer gleichzeitig vorhandenen Säure und den Milchsäure-Bacillen, giftig sei, wird von Landwirthen, so wie auf Grund neuerer Untersuchungen bestritten; übrigens ist die auffallende Farbe sicher hinreichend, um vor der Benutzung zu warnen.

Wie die Milch ein ausgezeichneter Entwicklungsboden für die genannten und noch manche andere niedere Organismen ist, so vermag sie auch die theilweise noch unbekannt, wahrscheinlich aber alle zu den kleinsten Spaltwilzen gehörenden Keime gewisser Krankheiten von Menschen auf andere zu übertragen. Von Scharlach, Typhus und Cholera ist solches sicher beobachtet, und zwar geschieht diese Verunreinigung entweder direkt durch Kranke, welche mit der Milch zu thun gehabt haben, durch das Aufbewahren derselben in Krankenzimmern, oder indirekt durch mit den Krankheitskeimen verunreinigtes Wasser, welches zur Verdünnung der Milch, oder auch nur zum Spülen der Gefäße benutzt war, wobei es nicht unwahrscheinlich ist, daß auch diese krankmachenden Pilze in der Milch einen günstigen Boden für ihre Vermehrung finden.

Daß die Luft der Räume, in welchen Milch steht, und die Gefäße, in denen sie aufbewahrt wird, großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Milch haben, ist ja längst bekannt gewesen, ehe wir die mikroskopischen Organismen kennen gelernt haben, welche sie verursachen, und zwar allein verursachen, weil keine dieser Veränderungen eintritt, wenn nicht der besondere Pilz in die Milch gelangt ist. So machen sich schmutzige Ställe und Milchammern oft durch schlechten Geruch und Geschmack der Milch bemerklich; so tritt in Holzgefäßen besonders leicht Säuerung und Verderbniß ein, weil dieselben wegen der Unebenheit und Porosität ihrer Wandungen sehr schwer völlig zu reinigen sind; so sind ferner die engen Gummiröhren, die seit einigen Jahren viel zu Saugflaschen der Kinder benutzt werden, höchst ergiebige und gefährliche Quellen der Milchverderbniß. Seltener, aber doch auch zuweilen beobachtet ist der Uebergang schädlicher Metalle, namentlich von Kupfer, Zink und Blei, aus Milchgefäßen in die Milch, welche in solchen Gefäßen sauer geworden ist. In dieser Beziehung muß vor Kupfer-, Messing- und Zinkgefäßen, auch Zinkröhren und Zinkkapseln (die oft auch Blei enthalten), so wie vor schlecht glazirten Eisen- und Thongefäßen nachdrücklich gewarnt werden, um so mehr, als die schädlichen Wirkungen dieser Metalle, von denen in jeder Milchportion nur sehr kleine Mengen enthalten zu sein pflegen, sehr allmählich und unter dunkeln, oft höchst räthselhaften Erscheinungen eintreten. Jedenfalls ist Vorsicht in Bezug auf Milchgefäße nicht weniger nothwendig, als in Betreff der aus schädlichen Stoffen bestehenden oder mit giftigen Farben bemalten Spielachen.

Wie schügen wir uns nun vor den Gefahren des Milchgenusses? Das deutsche Reichsgesetz vom 14. Mai 1879, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln u., bedroht mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit einer dieser Strafen denjenigen, der „wissentlich Nahrungs- oder Genußmittel, welche verdorben oder nachgemacht oder verfälscht und, unter Verschweigung dieses Umstandes, verkauft oder unter einer zur Täuschung geeigneten Bezeichnung feilhält.“ Ist diese „Handlung aus Fahrlässigkeit begangen worden, so tritt Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft ein.“ Ferner: „Mit Gefängnis, neben welchem auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann, wird bestraft: . . . wer wissentlich Gegenstände, deren Genuß die menschliche Gesundheit zu beschädigen geeignet ist, als Nahrungs- oder Genußmittel verkauft, feilhält oder sonst in den Verkehr bringt.“ „Der Versuch ist strafbar. Ist durch die Handlung eine schwere Körperverletzung oder der Tod eines Menschen verursacht worden, so tritt Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren ein.“ War die schädliche „Eigenschaft dem Thäter bekannt, so tritt Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren, und wenn durch die Handlung der Tod eines Menschen verursacht worden ist, Zuchthausstrafe nicht unter zehn Jahren oder lebenslängliche Zuchthausstrafe ein. — Neben der Strafe kann auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden.“

Wenn die Polizeibehörden die in dem Gesetze ihnen beigelegten Befugnisse zur Ueberwachung des Milchverkehrs ausgiebig anwenden, so können dadurch manche der vorbezeichneten Gefahren des Milchgenusses verhütet werden. Nur genügt dazu nicht eine Kontrolle der Marktmilch in Bezug auf ihren Gehalt an Rahm und anderen festen Bestandtheilen, sondern es ist eine Ueberwachung verdächtiger Milchwirthschaften und entsprechende Belehrung der Milchzerzeiger und Milchhändler notwendig. Namentlich dürfte die Beaufsichtigung der Ställe und Wirthschaften, welche „Kindermilch“ liefern, wie sie schon in einigen Theilen von Nordamerika üblich ist, sehr zu empfehlen sein. Wir würden dann wenigstens kaum noch Milch von krankem Vieh in den Handel gebracht sehen.

Da indessen zur Zeit auf solche Art nicht alle schädliche Milch vom Verkehr ausgeschlossen wird, und da andererseits viele, vielleicht die meiste Milch schädliche Eigenschaften erst im Hause der Konsumenten annimmt, so werden diese selbst es nicht an der nöthigen Sorgfalt im Ankauf, wie in der Aufbewahrung und Behandlung der Milch fehlen lassen dürfen, um Schaden zu verhüten. Dazu gehört — nächst der schon mehrfach erwähnten Vorsicht in Bezug auf die Milchquelle — zuvörderst Reinlichkeit in den Aufbewahrungsräumen und mit den zur Aufbewahrung und Verabreichung von Milch dienenden Gefäßen, besonders wenn dieselbe für Säuglinge, kleine Kinder und Kranke benutzt werden soll. Da sich die gefährlichen Spalt- und Schimmelpilze auf allem organischen Schmutz und Abfall, auf zurückgestellten Speisen, in dampfen und feuchten Räumen ansiedeln und vermehren und ihre Samen durch die Luft verbreiten, so dürfen niemals solche, sondern nur trockene, luftige, reine und staubfreie Räume zur Aufbewahrung der Milch dienen. Für Kindermilch ist noch die besondere Vorsicht zu empfehlen, sie nur in reinen und gut verschlossenen Porzellan- und Glasgefäßen zu versenden und aufzubewahren. Da Wärme die Entwicklung der Milchpilze und die Fersehung der Milch begünstigt, so sind die Milchräume und die Milch selbst kühl zu halten, wozu Eis (Eischränke) oder stehendes Wasser, oder Einfüllen der Milchflaschen in feuchte Tücher in bewegter Luft dienen können.

Durch starke Abkühlung der Milch auf + 2 bis 4 Grad unmittelbar nach dem Melken wird dieselbe für längere Zeit haltbar: eine Erfahrung, die vermehrt der Schwarz'schen Eiskühlung oder des Lawrenz'schen Milchfäblers und Benennung von durch Eis oder Wasserverdunstung kühlgehaltenen Milchwagen die Verwendung frischbleibender Milch auf große Entfernungen möglich macht. Wohl-eingerichtete Kolkereigenossenschaften schreiben deshalb ihren Mitgliedern eine bestimmte niedrige Temperatur vor, mit welcher die Milch in den Sammelstellen abgeliefert werden muß.

Während aber durch Kälte die Keime der Pilze nur zeitweilig in der Entwicklung aufgehalten, gleichsam gelähmt werden, ist Hitze im Stande sie völlig zu tödten. Daraus beruht die allbekannte Thatfache, daß frische Milch durch Aufkochen vor dem Sauerwerden geschützt wird, und aufgekochte Milch würde über-

haupt nicht sauer werden, wenn nicht immer wieder neue Säurebacillen hineinkämen. Aber sogar im Sommer ist Milch lange unzersezt zu erhalten, wenn man sie alle Tage oder jeden zweiten Tag einmal aufkocht. Da beim Aufkochen die Milch ihren Geschmack sehr, und wohl für die meisten Menschen nicht angenehm verändert, und da große Aufmerksamkeit erforderlich ist, um Anbrennen und Ueberkochen zu verhüten, so erhibt man sie besser im Wasserbade, das heißt in einem Gefäße, welches in Wasser hängt, sodas jenes und die Milch nur vermittelst des heißen Wassers erwärmt wird, wobei dann weder Anbrennen, noch Ueberkochen möglich ist. Neuester empfehlenswerth zu diesem Zwecke ist Beder's Patenttopf (bereits in Nr. 26 der „Gartenlaube“ von 1879 von mir empfohlen), der außerdem noch zu vielen anderen Werken der Kochkunst, namentlich zur Bereitung aller Arten Milch- und Mehlsuppen, Breien und anderer Speisen sehr tauglich ist, wie ich in meiner „Schule der Gesundheit, 2. Aufl.“ ausführlich beschrieben habe. Ja, es genügt sogar, die Milch gar nicht ins Kochen kommen zu lassen, sondern sie nur bis etwa 60° C. oder 48° R. zu erwärmen und sie dann, mit einem gutschließenden Deckel versehen, vermittelst einer kleinen Flamme (Petroleum oder Spiritus) oder auf dem Herde zwei Stunden lang auf einer Wärme von 50 bis 60° C. oder 40 bis 48° R. zu erhalten, was lange nicht so schwer ist, als man denkt, wenn man es noch nicht versucht hat. Nachher wird diejenige Milch, die nicht gleich verbraucht wird, durch Einsetzen in kaltes Wasser oder Eiswasser möglichst rasch abgekühlt und in reinen, gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt. Durch diese einfache Behandlung wird nun die Milch, ohne ihren Geschmack wesentlich zu verändern, nicht bloß für einige Tage haltbar, sondern auch leichter verdaulich als rohe und gekochte Milch, sodas sie selbst von Säuglingen vertragen wird, die keine andere Milch zu verdauen im Stande sind. Prof. Soltmann's Milchsoffer beruht auf den gleichen Grundsätzen und ist ebenfalls sehr brauchbar.

Starke Erhitzung mit nachfolgender Aufbewahrung in vollkommen reinen (pilsfreien) und sicher verschlossenen Flaschen, oft mit gleichzeitiger Eindickung auf die Hälfte oder noch weniger der ursprünglichen Masse, sodas sie zum Gebrauche für Kinder nur mit der erforderlichen Menge abgekochten Wassers vermischt zu werden braucht, wird nun auch bereits an verschiedenen milchreichen Orten im Großen angewendet. Auch diese Milch ist sehr wohlkchmend, leicht verdaulich und daher sogar bei kranken Kindern brauchbar, und endlich ganz außerordentlich haltbar, sodas sie schon viel zur Verproviantirung von Schiffen gebraucht wird, nachdem ein auf meine Veranlassung auf einer Reise von Hamburg nach Montevideo unternommener Versuch mit Scherff'scher eingedickter Milch den Beweis ihrer Haltbarkeit und Güte geliefert hatte. Diese reine eingedickte Milch ist gar nicht zu vergleichen mit der unter Zusatz von Zuder bereiteten kondensirten Milch, die außer anderen Unannehmlichkeiten den großen Nachtheil des übermäßigen Zuckergehaltes darbietet, weshalb sie wohl auf kurze Zeit als Milchersatz dienen kann, bei längerem Gebrauche aber die Verdauung und Ernährung stört und von Kindern nicht selten ganz abgelehnt wird.

Da durch starke und länger unterhaltene Erwärmung der Milch nicht nur die eigentlichen Milchpilze, sondern auch die meisten andern kleinen Organismen, welche die Milch schädlich machen, zerstört werden, so haben wir darin ein vorzügliches Mittel, um die Gefahren des Milchgenusses größtentheils zu verhüten und namentlich unseren Kindern unter allen Umständen eine gute, leicht verdauliche und nicht übermäßig kostbare Milch zu reichen. Hier wie immer darf man es natürlich an der sorgfältigsten Reinlichkeit der Aufbewahrungs- und Darreichungsgefäße nicht fehlen lassen, denn wenn die beste präservirte Milch in unserem Hause aus der Luft, aus den Gefäßen oder mit dem zugelegten Wasser schädliche Stoffe aufnimmt, so kann sie selbstverständlich ebenso verdorben werden wie frische Milch.

Also: Vorsicht in Betreff der Bezugsquelle der Milch und im Hause, besonders wenn die Milch kalt oder als Sauermilch genossen werden soll. Konservirung durch Eis oder durch Hitze, Tödtung der organischen Keime und Löslichmachen des Käsestoffes durch angemessene Erwärmung können der Milch ihren hervorragenden Werth als Nahrung für kleine Kinder und Kranke fast für alle Fälle sichern, größeren Kindern und gesunden Erwachsenen ein vorzügliches und vorzüglich preiswerthes Nahrungsmittel verschaffen.

Zur 200jährigen Geburtsstagsfeier Georg Friedrich Händel's.

Wie viele bedeutende Männer der Kunst und Wissenschaft auch aus den niederen Schichten des deutschen Bürgerstandes hervorgegangen sind, so haben doch nur Wenige dessen trefflichste Eigenschaften: Ehrbarkeit, Ausdauer, Festigkeit und Stärke des Charakters, in gleichem Maße in ihr höheres Leben und Wirken hinübergenommen, wie der mächtige Meister der Tonkunst, dessen Jubelfest wir in diesen Tagen begehen. Händel gleicht hierin Luther. Sein Vater, der sich vom einfachen Barbier zum fürstlichen Leibchirurgus emporgeschwungen, glaubte mit

Hamburg war damals zu einem Mittelpunkt der nationalen musikalischen Bestrebungen geworden, wo Keiser mit großem Erfolge der italienischen und französischen Oper eine deutsche entgegenzustellen verachtete. Hierhin wendete Händel zunächst seine Schritte. Mit der Bescheidenheit eines Lernenden trat er auf, obwohl er im Orgelspiele schon ein Meister war und der eitle Matheison zugestehen mußte, ihm manden „Kontrapunktgriff“ zu verdanken. Dagegen gewann er hier neue Einblicke in das Wesen der Melodie und des Gesanges, sodas er, selbst Keiser gegenüber, dem er in der ausdrucks-

weiter Ehe am 23. Febr. 1685 zu Halle geborenen zweiten Sohn, Georg Friedrich, schon hoch hinauszu wollen, als er ihn zum Gelehrten bestimmte: die Natur des Knaben aber hatte Höheres mit ihm im Sinne. Selten oder nie hat der Beruf eines Genies sich so frühzeitig angekündigt. Musikalische Instrumente waren das Lieblingspiel des Knaben, der sich aus ihnen bald ein Orchester zusammengesetzt hatte. Ja, da er zur Schule heranwuchs, erschien dem Vater der musikalische Trieb bereits so mächtig in dem Knaben, daß er durch ihn seine Pläne für gefährdet hielt und Allem wehrte, was demselben weitere Nahrung zu bieten schien. Heimlich nur konnte der Kleine ihn zu befriedigen suchen, heimlich wurde ein Klavier ins Haus unter Dach geschmuggelt, heimlich, wenn Alles schon schlief, bildete er hier sein Talent weiter aus. Eine Reise nach Weissenfels, wo der Vater Geschäft bei Hof hatte, sollte jedoch eine Wendung herbeiführen. Der siebenjährige Knabe erregte hier unter den Musikern die größte Verwunderung, und da ihn eines Tages zum Schluß des Gottesdienstes der Organist auf die Orgelbank hob, um seine Klünste zu zeigen zu lassen, lenkte dieses sogar des Fürsten Aufmerksamkeit auf ihn hin, der Vater und Sohn zu sich her beschied, dem ersteren sein Vorurteil gegen die Musik verwies und ihn ermahnte, sich dem Winke der Natur und Vorsehung nicht zu widersetzen, dem Knaben aber die Töcher mit blinkenden Goldstücken füllte. Obgleich der Alte auf seiner Meinung bestehen blieb, erhielt Georg Friedrich doch nun einen Lehrer, was er dem Vater durch eussigen Fleiß in der Schule vergalt. Zachau war ein tüchtiger Orgelspieler, im Kontrapunkte bewandert und überhaupt ein trefflicher Führer. Georg Friedrich lernte bei ihm nacheinander Klavier und Orgel, Violine und Oboe und so allmählich das ganze Dräcker kennen und entwickelte sich rasch zu einem ebenso sichern Virtuosen wie fruchtbaren Komponisten.

in der ausdrucks-vollen Behandlung des Recitativs und der Arie Vieles verdankte, mit seinen Opern „Amira“ und „Aero“ Triumphe feierte. Indessen war sein Blick immer auf Italien als die hohe Schule der Musik, insbesondere der Oper, gerichtet. Was andere Nationen, dem scholastischen Geiste ihrer Zeit entsprechend, auch Großes in der Musik gewirkt, es erhielt doch erst in Italien, im Geiste der Renaissance, die Weihe der Schönheit. Auch hier verstand Händel, durch bescheidenes Auftreten sich mit der Reingung die Achtung der großen und stolzenitalienischen Meister rasch zu erwerben. Er wurde thatsächlich Mitglied der römischen „Arcadia“, obgleich er, um es auch formell werden zu können, noch nicht das nöthige Alter besaß. Mit Corelli, Ottoboni, Scarlatti u. A. wurde er innig befreundet. Sein Talent, vielleicht auch seine Persönlichkeit, zog die gefeierte Sängerin des Landes, Vittoria Tesi, ihm nach. Sie theilte zu Florenz in seinem „Rodrigo“, zu Venedig in seiner „Agrippina“ seine Triumphe. Wo er erschien, wurde der „Caro Sassone“ von der Volksgunst emporgetragen, und die sonst so eifersüchtigen italienischen Musiker sahen es neidlos mit an. In Rom entstand neben seiner „Resurrezione“ und einer Reihe von Psalmen sein „Trionfo del tempo e del disinganno“.



Georg Friedrich Händel.

Nach dem Gemälde von Hudson, gezeichnet von J. Haber 1749.

Zweimal hat Händel ihn neu überarbeitet. Dieses ist vielleicht das schönste Werk seiner Jugend. Er konnte nun einmal nicht ruhen, seinen Lieblingswerten oder einzelnen Theilen derselben eine neue, höhere Form, einzelnen seiner Motive oder auch nur Theilen davon eine neue Entwidlung zu geben. Was man ihm oft als Armut ausgelegt hat, zeugt vielmehr für den Reichtum und die Stärke seines nach immer größerer Bollendung ringenden Geistes.

Unter den vielen Bekanntschaften, die Händel in Italien gemacht, fanden sich auch verschiedene vornehme Engländer, die ihn zum Besuch ihres Landes einluden. Doch folgte er zunächst den Aufforderungen des Barons von Kielmannsegge und des Kapellmeisters Stessani, sie nach Hannover zu begleiten, auf deren Empfehlung er hier von dem neuen hannoverschen Kurfürsten zum Kapellmeister ernannt wurde. Ehe er dieses Amt jedoch antrat, ging er nach London (1710), wo die von Purcell auf eine überragende Höhe gehobene nationale Musik eben Gefahr lief, von den Italienern wieder völlig erdrückt zu werden. In Händel erschien

Auch nach dem Tode des Vaters fuhr Händel noch fort, sich dessen Lieblingswünsche zu beugen. Er durchlief die Klassen der lateinischen Schule, bezog 1702 die Universität seiner Vaterstadt, und wenn er daneben auch zeitweilig den Organisten der Hauptkirche vertrat, wendete er sich doch erst nach glücklich bestandnem juristischen Examen mit Einwilligung seiner Familie dem Studium der Musik als ausschließlichen Lebensberufe zu.

aber gerade der Mann, der die Bestrebungen des ihm verwandten Geistes der Vollendung entgegenzuführen die Fähigkeit und die Kraft hatte. Der ihm vorausgegangene Ruf bereite ihm eine glänzende Aufnahme. Der in vierzehn Tagen mit Hülfe zu Stande gebrachte „Alinaldo“ überstieg aber noch die Erwartungen, sodah alle gegen Händel gerichteten Angriffe in dem Sturm der Begeisterung verhallen. Der kurze Aufenthalt in Hannover, der diese Triumphe unterbrach, war indeß kein verlorner. Der fruchtbarere Einfluß Steffani's zeigt sich in den hier geschriebenen Kammerduetten.

Ende 1712 war Händel wieder in London auf Urlaub. Er hatte die Kühnheit, denselben diesmal so weit zu überschreiten, daß ihm die Rückkehr unmöglich gewesen sein würde. Die Strafe sollte nicht ausbleiben, da der plötzliche Tod der Königin Anna seinen von ihm beleidigten Dienstherren auf den Thron von England berief. Händel wagte es nicht, sich vor ihm zu zeigen, sondern brachte längere Zeit bei dem Grafen von Burlington zu. Niemannswege führte jedoch endlich eine Veröhnung herbei. Eine Spazierfahrt des Königs auf der Themse gab die Gelegenheit. Hier sollte dieser durch eine neue Händel'sche Komposition, die später unter dem Namen der „Wassermusik“ bekannt geworden ist, überrascht werden. Die List gelang. Seine Majestät nahm den ungetreuen Musiker wieder in Gnaden auf und bewahrte ihm seine Gunst bis zum Tode. Bald darauf wurde Händel von dem Herzog von Chandos als Musikdirektor nach Cambrons berufen, für den er eine Reihe Antihemen (Antihymnen) schrieb, welche als Vorläufer seiner Oratorien gelten, von denen die ersten auch noch in Cambrons entstanden. Zunächst seine „Ester“, die sich in fünf gewaltigen Tongemälden entrollt, in denen die Großheit des Tondichters durch die gewaltigen Chöre sich bereits ankündigt. Das Schäferspiel „Aeis und Galatea“ bildete dazu einen lieblichen Gegensatz.

Das Jahr 1720 rief Händel wieder nach London. Schon Burney bezeichnete dieses Jahr als einen entscheidenden Wendepunkt in dem Leben des Meisters. Bis dahin war er ununterbrochen von Glücke begünstigt gewesen, jetzt auf die Höhe desselben gehoben, sollte er alle jene Kämpfe beginnen, in denen sich sein Genie erst zur vollen Größe entfaltete. Die Bildung einer Akademie der Musik von Seiten des hohen Adels, unter dem Schutze des Königs, gab dazu die Veranlassung. Händel ward mit an der Spitze der künstlerischen Leitung berufen, die er jedoch mit den Italienern Bononcini und Antilio zu theilen hatte. Diese Rivalität war aber nicht die einzige Ursache der ausbrechenden Kämpfe.

Der Parteigeist, welcher England seit mehr als hundert Jahren gespalten, hatte sich auch auf die Bühne geworfen. Die puritanischen Gegner desselben griffen natürlich diejenigen Erscheinungen an, die sie hier die größte Anziehungskraft ausübten. Die Anhänger des Dramas

dagegen waren zugleich die erbittertesten Feinde der daselbst verdrängten Oper, die Anhänger der nationalen Musik aber die der begünstigten Ausländer.

Es gehörte die Kraft eines Titanen dazu, durch so viele Jahre diesen Sturm zu trotzen. Die Ausdauer, die Festigkeit, mit der es von Händel geschah, gereicht ihm und dem deutschen Namen zu ewigem Ruhme. Bononcini und Antilio wurden zwar bald aus dem Felde geschlagen, aber alle einzelnen Triumphe hinderten nicht den Zusammenbruch der Akademie. Die zwischen den Anhängern der Cuzzoni und der Faustina Bordonis ausbrechenden, bis dahin unerhörten Feindseligkeiten beschleunigten denselben noch. Auch der Wiederbelebungsversuch hatte nur einen verhältnismäßig kurzen Bestand. Inzwischen hatte ein anderes Theater sich seiner für Cambrons geschriebenen Oratorien zu bemächtigen versucht, was Händel veranlaßte, die Sache selbst in die Hände zu nehmen. Die Ausführung seiner „Ester“ mit Decorationen, doch ohne schaupielerische Mittel öffentlich in Theater, wurde epochemachend. Händel glaubte den hiermit eingeschlagenen Weg weiter verfolgen zu sollen. Die Anstrengungen der Gegner bereiteten seiner „Debra“ aber eine so entschiedene Niederlage, daß er sein nächstes Oratorium gar nicht in London, sondern in Oxford auführte, wo der Erfolg ihm die Doktorwürde eintrug.

Zum dritten Male wagte Händel, sich an der Gründung einer Oper zu beteiligen. Ein neuer, vier Jahre lang andauernder, verzweifelter Kampf, der ihn Vermögen und Gesundheit kostete. Es war aber, als ob das Unglück seinem Genie neue Schwingen verliehe. In rascher Folge entstanden „Saul“, „Das Alexanderfest“, „Israel in Aegypten“, „Alcina“, „Messias“ — das größte Chorwerk und, wie Herder gesagt: eine christliche Epopee in Tönen — und „Samson“. Händel gründete mit diesen Oratorien die in Wahrheit Musikdramen im größten Stile waren, eine ganz neue Gattung.

Neuer Wohlstand erblühte, der von ihm in edelmüthiger Weise verwendet wurde. Doch blieb es ein mächtiges Ringen mit dem auf und nieder wogenden Glücke. Der letzte furchtbare Schlag, der ihn traf, war das Erlöschen des Augenlichts. Auch dieser warf ihn nicht nieder. Wie Milton sein großes Gedicht, diktierte auch er in diesem traurigen Zustande seinen „Nephtis“. Nachdem er am 6. April 1759 noch selbst ein Concert dirigirt, gab er am 13. April den rastlosen Geist auf. Händel war groß bis ans Ende und Größe ist der Charakterzug seiner Werke. Er konnte in ihnen — wie Köllin sagt — manchmal klein, niemals klein, manchmal reich, niemals arm erscheinen. Er hat der deutschen Musik zuerst den reichen, vielgestaltigen, gewaltigen Ausbruch, den großen Stil gegeben und den Weltruf der deutschen Tonkunst begründet. Robert Proff.

Rom im Karneval.

Von Goldemar Kaden. Mit Originalzeichnungen von Salvatore de Gregorio.

Neugieriger Reisender: „Ist das nicht Maskeraden-Spot?
Soll ich den Augen trauen?“
Goethe, „Walpurgisnacht“.

Paul Heyse schrieb im Jahre 1879 eine Novelle „Romulus' Enkel“. Veranlassung dazu hatte ihm das moderne Rom in Frack und Cylinderhut gegeben, das mit dem der Väter, wie es der Dichter vor fünfundsiebzig Jahren kennen gelernt, und dem der „Großväter“ vom Ende des vorigen Jahrhunderts, wie Goethe es geschaut und geschildert, nur wenig Ähnlichkeit noch hat und aus diesem Grunde unserem Dichter und uns nicht mehr recht behagen will.

Diese fristeten Enkel leben fast ausschließlich von der Tradition der Väter, Großväter und Urahren, aber die echte römische Weise ist dahin, dahingegangen mit dem weltlichen Besitz des Papstes, mit dem letzten ritterlichen Räuber der pontinischen Sümpfe. Die Königsstadt Rom, die Kapitale Italiens ist eine Stadt geworden (Gut ab!), eine vornehme Stadt, mit einem großstädtischen Gesicht, geradlinig, geregelt, mit französischer Schminke geschminkt, und ihre Freuden und Leiden gleichen wie ihre Straßen und Verkaufsläden denen von Wien, Berlin, Frankfurt und Köln fast auf ein Haar. Selbst die Ruinen sehen gar nicht mehr so ursprünglich römisch aus. Die originellen römischen Figurenbilder, sodann, die noch immer auf unseren Ausstellungen erscheinen, sind meist zu „konventionellen Lügen“ geworden, wie die Begeisterungshymnen der Dichter, die nach Originalen im Volke suchen, deren es vor dreißig, vierzig Jahren, wo Wilhelm Waiblinger, Wilhelm Müller u. A. in Rom sich begeisterten, noch die Fülle gab, die aber jetzt schon mit der Laterne müssen gesucht und in Wahrheit nur von schwärmerischen Dämonen gefunden werden.

Nur zweimal im Jahre spukt so etwas wie der alte Geist durch die Menge: in den Oktoberfesten und zum Karneval. Aber — der römische Karneval, den wir seit Goethe's Vorgang in unzähligen Schilderungen kennen gelernt haben, ist im Laufe der Jahre, und besonders seit 1870, ein so anderer geworden, daß wir, wenn wir mit den aus jenen Schilderungen gewonnenen

Voraussetzungen ihn zu genießen kommen, denselben kaum wieder erkennen werden. Ein Glöckchen, ein bunter Lappen nach dem andern ist von seinem Narrengewande abgefallen, er fängt an im Sande der politischen und sozialen Prosa zu verlaufen; wenige Jahre noch, und die Geschichte des römischen Karnevals wird uns anmuten wie ein „Märchen aus alten Zeiten“, das da anfängt wie alle Märchen: „Es war einmal . . .“

Es war einmal ein Prinz, der hieß Karneval. Er war aus ältestem Blute und stand bei dem Volke in großem Ansehen. Niemand aber wußte, wo er das Jahr über wohnte, man erzählte nur, daß er von Zeit zu Zeit unter dem Volke sich zeigte, wenn dieses zu Guitarrenspiel, zu Tanz und Morra in den baumumschatteten Osterien am Monte Testaccio oder vor der Porta del Popolo sich versammelte. Da erschien er und übte den lustigen Zechern und tanzlustigen Mädchen und Weibern neue Weisen und Wisse ein und weckte die Seele zu toller Lustigkeit. Acht Tage aber vor den großen Festen (wo man dem lustigsten Fleische, der carne, Balet sagen mußte) erschien er auf einmal, von seinem Komitee berufen, triumphierend inmitten der Stadt mit dem bunten Gepränge eines Narrengefolges, in grellfarbigen Anzüge, die Schellenkappe auf dem schwarzlockigen Haupte, der Thyrsus der Lust und die übermüthige Kritische statt des Scepters in der Hand, und das Volk jubelte ihm wie einem alten abstammten Herrscher zu, und die Obrigkeit deutete sich vor ihm und fügte sich seinen Geheßen, welche die Freiheit, die absolute Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit (die lieblichen Schwestern nicht zu vergessen) proklamirten.

Eine fieberhafte Thätigkeit entwickelt sich nun in allen Sälen, Kellern, Werkstätten und Bottegen; die Schneider und Schuster, die Putzmacherinnen, die Bäcker, Konditoren und Gastwirth haben alle Hände voll zu thun; die armen stillen Gärtler mit ihren Rosen, Nelken und Kamellen, die Wiesen, Felder und Wälder der Campagna, wo unter dem süßen Athem des Lenzes die Anemonen und Veilchen soeben sich erschlossen, werden von hundert Händen geplündert, ganze Wagenladungen von Blumen

kommen in die Stadt, und tausend Hände winden sie zu Sträußchen und vornehmen Bouquets; die Musiker probiren ihre Instrumente, der Staub wird von den ältesten Guitarren gefegt, und die Leierkasten setzen neue Tanzwalzen auf.

Die Hotels, Gasthäuser und „Cafe mobiliate“ füllen sich mit blonden und rothhaarigen „Barbaren“, und gleichzeitig strömt das staltliche Landvolk der Albaner, Sabiner, Herniker- und Volsterberge in malerischen Trachten schaarenweis zu allen Thoren der heiligen Stadt herein, die in diesen Tagen die Heiligkeit an den höchsten Nagel des Vatikans hängt, um einmal recht als weltliche Thörin sich auszutoben.

Es kann losgehen!

Vorher aber, o Wanderer aus Norden, laß dir rathen, beine deutsche Ernsthaftigkeit, dein Spießbürgerthum und alle griesgrämige Anschauung ebenfalls an jenen Nagel zu hängen, sonst geniehest du nichts und schreibst am Ende gar wie Goethe am 21. Februar 1787 die unfreundlichen Worte in das Tagebuch: „Den Karneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig loszuwerden, ihn je wieder zu sehen.“ Auf das Wie des Genießens kommt es an, o Freund! Und um richtig zu genießen, müßte man denn eben aus seiner deutschen Haut herauskriechen und ein Südländer, ein Römer werden.

„Der Römer,“ sagt Wilhelm Müller, der die Römer und — Römerinnen so gut verstand, „hat einen vortrefflichen Takt im Genusse, hingegeben und rücksichtslos, und doch immer bewußt und anständig. Wir armen Nordländer! Wenn wir einmal den Wein der Freude in vollen Jügen kosten, so steigt er uns in den Kopf und wir schlafen oder tanzen und prügeln uns. Der Römer genießt ihn mit dem täglichen Brote, und je mehr er trinkt, desto besser er ihm schmeckt.“

„Gib' ihm, nordischer Freund, die beneideten Freuden, und schelte Keinen um flüchtigen Raufsch, Keinen um menschliches Glüd.“

Ja, ein Raufsch ist es, der sich jetzt des gesammten Volkes bemächtigt, und zwar nicht ein flüchtiger, der vom Abend zum Morgen verfliehet, sondern einer, der acht lange Tage vom Morgen bis zum Abend und dann die Nacht hindurch andauert. Acht Tage des übermüthigsten ausgelassensten Toßens und Tobens, Singens, Schreins, Musizirens, Tanzens und Rezens! Und zwar ohne je zu ermüden, ohne das Anzeichen der Sättigung oder des Ueberdrusses im Auge, in der Bewegung, in der Stimme.

Es ist zwei Uhr. Der langersehnte Kanonenschuß ist gefallen. Der Korso in seiner ganzen Länge, vom Obelisken des Platzes bis zum venetianischen Balaste und bis zum Kapitol hinab, muß jetzt von Karren und Lastwagen und allem Gefährt, das kein hochzeitlich Gewand trägt, geräumt werden, und wer phylisterhafte Angst vor dem Gedränge im Herzen, oder einen schwarzen Rock oder einen vornehmen Cylinder trägt, drängt sich gleichermaßen in die Seitenwege hinein.

Denn jetzt strömt sie herbei, die tolle Fluth, brandend an den Palastreihen zur Rechten und Linken, Welle auf Welle, verschlingend und von der nächsten verschlungen, gedrängt und drängend, eine bunte kompakte Masse; aus der Höhe gehaut, eine bewegliche Mosaik von Menschenköpfen, in der das Individuum, das doch so gern durch auffallende Tracht, Masken und Gebahrung sich bemerklich machen möchte, nicht mehr zu bemerken ist. Aus dieser Bestrebung des Einzelnen, von Tausenden und aber Tausenden wiederholt, nachgeahmt und fortgepflanzt, entsteht ein so augenberückendes Treiben, ein so sinnbetörendes Gewir, daß die Blicke des unbetheiligten Zuschauers wie die eines Trunkenen zu starren beginnen und erst nach und nach zum Sehen kommen.

Dann aber ist es ein prächtiges Bild, das sich auf der Straße und auf allen Balkonen entwickelt, und die römische Frühlingssonne funkelt und blüht in die bunten Farben hinein und vergoldet selbst den aufwirbelnden Staub der von den Fenstern aus der Höhe auf alles Vorübergehende hinabgeschleuderten Confetti oder Coriandoli, die von den Hufen der Pferde oder den geschäftigen Menschenfüßen zerstampft werden. Denn der Confetti-krieg ist die Hauptsache. Mit brausendem Jubelgeschrei übermüthiger Belagerer oder Belagerter wird er geführt und Hunderte von Centnern dieser schneeiigen Gipskügelchen wirbeln, von Schaufeln und Händen geschleudert, durch die Luft, und helles Gelächter begleitet jeden wohlgezielten Wurf. Die Wagen, die in zwei langen Reihen, einer dicht hinter dem andern, langsam auf- und abfahrend,

gleich dem Zuge der Kinder Israel das Volksmeer theilen, sehen bereits aus wie Mäherwagen und ihre Insassen wie Mäherknappen. Lange weiße Schirmmütel, graue breite Fetzhüte und Gesichtsmasken aus Draht tragen die Weihen; aber auch an Kostümen und Kleidern der übrigen charakterlosen oder Charakter-Masken ist wenig zu verberben: derbe Stoffe, derber Schnitt, viel alter Plunder, viel Buntpapierwaare. Der Pulcinella, der Harlekin oder Bajazzo, hat seine Rolle noch lange nicht ausgespielt, in ungezählten, möglichen und unmöglichen Exemplaren taucht er an allen Ecken und Enden auf; hier sogar als echter neapolitanischer „Signor Cetrola“ auf der Hochzeitsreise von Neapel nach Rom begriffen, seine überspannte peride junge schlanke Sposa am Arme eines echt neapolitanischen Stuzers; diese Drei und ihr verwandtschaftliches Gefolge werden durch eine Deputation der Tuiciten mit Adressen, Radieschenbouquets, Tamburo- und Mandolinenklangen empfangen und begrüßt und in eine der öldunstdurchschwängerten Kaminen zum rothen Castellwein, zu Sang und Saltarello geschleppt.

Draußen aber stuhet und tost es weiter, und was man anfangs einer Steigerung nicht für fähig hielt, ist in stetigem Crescendo, vom musikalischen f zum ff, zum fff und noch weiter gewachsen. Und doch ist Maß in aller Tollheit; die Ausgelassenheit wird nie zur Nothheit, der kühnste Scherz nie zur Beleidigung; eine gewisse stolze Würde, der freie Anstand kommt dem Römer nie abhanden, und das mag besonders der Damenwelt zu Gute kommen, die, obgleich heute eben Alles erlaubt ist, von der Prinzessin bis zur verdächtigsten Trastevereinerin, sich frei und ungekränkt unter der Menge bewegen darf. Freilich übernehmen darf Niemand etwas; auf einen lecken Spatz gehört eine feste Antwort oder ist lustiges Lachen die beste. Die fremde Dame im feinen Zweispänner, die im hellen Jörn nach dem räubermäßig verkleideten Burschen, der, ihren Wagen von rückwärts her erkletternd, der Schönen einen großen Krautstrauch an den Büsen stecken wollte, mit ihrem Sonnenschirm schlägt, ist verloren: Hunderte von lachenden, schreienden, johlenden Feinden nehmen den Wagen in die Mitte, weißer Staub umwirbelt ihn, er fällt sich in wenig Minuten mit Confetti, mit zercrusteten und zertretenen Straußen, und die böse Belagerung dauert noch vor der Hotelthür fort.

Die grazios lächelnde Schönheit aber, die dem Volke echte Zuckerconfetti, Blumen und Kufshände zuwirft, wird von tausend Händen und Stimmen gefeiert. Die Wagen der Nobili halten unter ihrem Balkone und ein reizendes Blumenbombardement beginnt, dem die Schar der Gassenjungen nur zu gern assistirt, dem ein Bouquet, das, sein Ziel verfehrend, auf die Straße fällt, ist ihre Beute, die am nächsten Brunnen vom Gipsstaube gesäubert und kauflustigen um wenige Soldi überlassen wird. „Fiori, fiori, belli fiori!“ Blumen! Blumen! ist der allüberall ertönde Ruf, der Blumenhandel an diesem Tage das blühndste Geschäft! Und in der That, wer hätte den Muth, die schönen Römerinnen mit den großen siegesgewissen Augen, den lufberheißenden Lippen, den schwarzen Haaren und jünonischen Nacken mit schnödem Gips zu begrüßen? Nur ein Blumengruß ist hier am Platze, nur die Blumenprache die artigte.

Ein schönes Bild, ohne Zweifel das anziehendste, ist ein mit schönen Römerinnen besetzter Balkon, von dessen Balustrade lichtblaue oder purpurrothe Teppiche heriederhangen, über die sich die schlanken Mädchenteiler zum Blumenwurfe nach vorüberziehenden Bekannten beugen, oder getroffen lachend, leicht wie eine Feder zurückschnellen, um mit frischgefüllten Blumenkörbchen wieder hervorzutreten. Die helle Sonne dazu, der blaue Himmel, die altistorischen vornehmen Paläste — ein schönes unvergeßliches Bild.

Blumen flogen auf und nieder;
Ist es nicht, als frömten junge
Redlich lede Liebesgötter
Einen Regen hier von Rosen,
Dort von Weichen in die Straße;
Nicht, als schlenderten sie lachend
Im Triumph auf Tausende
Jartverwundende Geschosse?“

Von all den andern Bildern, von all den fliehenden Gestalten nur Eines festzuhalten, will uns nicht gelingen. Hundertmal werden wir angelockt, hundertmal im nachbrandenden Strudel mit hinweggerissen; das kommt und schwindet, fast weichenlos, und wenn wir allein gekommen, bleiben wir auch allein, trotz der uns umgebenden Menge, trotz der allgemeinen Gleichheit und Brüderschaft.

Wir sehen tausend verschiedene Figuren, eine Procession ohne Ende, und haben am Ende doch nichts gesehen, und den bunten Wechsel mit Feder und Stift festzuhalten will weder dem Dichter noch dem Maler gelingen, sie geben ein Nacheinander, wo doch die Gleichzeitigkeit ihre Hauptwirkung thut.

Einen hohen, ja den höchsten Reiz für den Römer hat der Karneval verloren durch das Verbot der „Barberi“. Seit zwei Jahren hat auf hohen obrigkeitlichen Befehl, weitere Unglücksfälle zu verhüten, das Wettrennen der Barberi aufgehört. Die Barberi sind zur Mythe geworden. — Früher donnerte am bestimmten

Tage ein Kanonenschuß vom Obelisk her, und die Kutschen verschwanden vom Corso, und das Volk bildete zu beiden Seiten desselben ein dichtes Spalier. Dann sprengten die päpstlichen Dragoner die Straße herab und machten die Bahn frei bis zum Venezianischen Platz hinab. Jetzt klopfen die Herzen, jetzt recken die Hälse sich, jetzt stand Alles auf den Beinen . . . sie mußten kommen, die wilden Rosse der Campagna, die ohne Sattel und Zaum, in ungezügelter Freiheit um die Ehre ihrer Besitzer liefen. Und sie kamen: donnernd Hufschlag, Wiehern, Schnauben, ein wildes Gewirr von Köpfen, Schweifen und Mähnen, lautes anfeuerndes Gebrüll des Volkes, Beifalls-Ratschen, das wie Kleingewehrfeuer mit den dahinjagenden Rossen die Straße entlang läuft und — das Spiel ist vorüber, ein letzter Rest der römischen Rennen antiker Zeit im Circus Maximus, ein Rest auch des päpstlichen Roms, wo neben den Vierfüßern auch die Zweifüßer zum Wettrennen angehalten wurden.

In früheren Zeiten mußten nämlich die Juden zur Karnevalsbelustigung laufen, um die Wette laufen wie die Barberi, und zwar nackt. So sah sie Michel Montaigne im Jahre 1581, und in dem Tagebuche eines römischen Kanzlisten vom Jahre 1583 (16. Februar) liest man die erbauliche Stelle: „Am Montag fand der gewöhnliche Wettlauf der acht nackten Ebräer statt, begünstigt von Wind, Regen und Kälte, wie es diese Treulosen, maskirt vom Roth und begleitet vom Hohngehrrei der Menge, verdienen.“ Der „Spaß“ ward aber noch größer, als der Karnevalsvorstand auf den Gedanken kam, die zweibeinigen Renner vorher zu überfüttern und betrunken zu machen.

Diese Schmach dauerte bis 1668. Am 28. Januar 1668 bestimmte Clemens IX. Rospiagliosi durch ein Breve, daß die „Corsa degli Ebrei“ aufzuhören habe.

Auch von den alten Masken, wie sie Goethe noch gesehen, sind heute viele verschwunden, und die übrig gebliebenen treten so zahlreich wie früher nicht mehr auf; und was vom niederen Volke noch sich maskirt, verbindet damit meist den Zweck, die Taschen seines im abnehmenden Monde stehenden Kapitals durch allerhand Spasmacherei vor den Banken der Fleischer, Bäcker, Wildbrett-, Frucht- und Weinhändler in kleinen und kleinsten Münzen einzutreiben. Diese „Don Niccolò“ entwickeln bei aller Gravität eine Zungenfertigkeit, die uns Nordländer in Erstaunen setzt, obwohl wir von dem Wortgeplätscher keine Silbe verstehen. Das originellste Karnevalsleben, von dem kein Dekret noch etwas hat hinwegschneiden können, finden wir aber, und besonders am Abend, in den Kneipen, „Osterien“, wie sie der Römer benennt. Hier, beim Wein, wird der alte Römergeist lebendig, hier wirbelt die Lust so voll und toll, daß uns zahmen Menschen angst und bange wird.

Wir schleichen hinaus. Eine laue Frühlingsluft umfängt uns. Schreien, Rufen, Räderrollen, abgerissene Musikklänge überall. Eben werden auf dem Corso die ersten Gasflammen entzündet, helle Laternen schimmern an den zahlreichen Kutschen, und nun beginnt er, der Freilichtertanz. Dicht vor uns zuckt ein Flämmchen auf, drüben ein anderes, ein drittes, viertes . . . eins, zwei . . . ein Dutzend auf dem Balkon, ebenso auf einem andern; es ist ein beständiges Aufblitzen geworden, eine Wolke



„Don Niccolò“ vor dem Laden der Wildbretthändler.

n ver-
 Seiten
 itlichen
 s zum
 rechten
 mußten
 el und
 tiefen.
 lauben,
 lautes
 eifalls-
 mit den
 entlang
 er, ein
 antiker
 ch des
 füsfern
 ange-
 ich die
 en, um
 , und
 utaigne
 gebäude
 e 1583
 Stelle:
 Wett-
 t, be-
 te, wie
 th und
 ge, ver-
 r noch
 uf den
 er vor-
 machen.
 s. Am
 as IX.
 ,Corsa

wie sie
 le ver-
 n treten
 ; und
 mastix,
 Zinnen
 ehenden
 rei vor
 Wild-
 kleiner
 Diele
 Gravität
 bländer
 in dem
 . Das
 in kein
 können,
 Abend,
 sie der
 , wird
 wirbelt
 zahlen

e Früh-
 Rufen,
 überall.
 n Gas-
 immern
 nun be-
 cht vor
 den ein
 . einä,
 Balfone,
 ein be
 Wolfe



Sarceval in Rom: Hofgesellschaft des Signor Cetrolo aus Trapani.



„Moccoletti“.

von Johanniskläffern scheint in die Straße hereingeweht zu sein; aus dem letzten Dachfensterchen schimmern die zuckenden Flämmchen, tauchen auf, verschwinden. Aus Hunderten sind bald Tausende geworden, aus blühenden Tropfen ein leuchtender Strom, eine Milchstraße von Lichtern, ein Sternenhimmel. Keine Hand erscheint ohne ein Lichtchen, und diese Hände fahren auf und fahren nieder und hinter allen erscheint ein lachendes Gesicht, angestrahlt von dem gelben Flammenschein. Welche Lust in diesen Gesichtern der glattwangigen Knaben, der schwarzbärtigen Männer, der übermüthigen Frauen und Mädchen! Die Nartheit hat ihren Höhepunkt erreicht, das ist der Moccoletti-Abend, an ihm wird der Prinz Karneval zu Grabe getragen, nachdem man ihm im wörtlichsten Sinne das Lebenslicht ausgeblasen. Nach diesem Lebenslicht, dem Moccoletti, haucht Jung und Alt in wirbelnder Hast, es auszulöschen mit Kraft der Lungen, mit tappenden Händen, wehenden Taschentüchern, mit Stöcken, Stangen, Fahnen und Blasebälgen, im offenen Sprung oder durch schleichende Hinterlist. „Es ist gestorben, das Moccoletti! Welche Schande, ohne Moccoletti!“ Geheul, Gelächter, Angstrufe aus dem gar zu argen Gedränge. . . Die ganze Walpurgisnacht wird lebendig, und nirgends besser als hierher passen die Verse des Mephistopheles:

„Das drängt und stößt, das rutcht und klappert!
Das zischt und quiert, das zieht und plappert!
Das leuchtet, spricht und stinkt und brennt!
Ein wahres Drogenelement!“

Mit diesem sinnbethörenden Gebrülle aus tausend Kehlen, denen acht luftbewegte Tage den süßen Schmelz doch schon einigermaßen genommen, mit dem Erlöschen des letzten Moccoletti hat die Freude für diesmal ein Ende. Die ganze bunte Zauberwelt, die unser Auge erweut, nimmt die gestaltenlose ernste Nacht unter ihren grauen Mantel. Morgen ist Aschermittwoch, die soll dich an den Tod erinnern nach dem lustigen Schattenspiel des kurzen Lebensrausches.

Die Gaslaternen blinzeln zu dem tiefblauen Himmel hinan, im tiefen Schatten liegen die Seitengäßchen. . . Schritte verhallen in der Ferne, hier noch ein verspäteter Wagen, ein Liebespaar unter einem Thorbogen. . . ernst, fast bedrohlich schauen die altersschwarzen Ruinen über den Platz herein. . . ein Duft von Gras und Kraut haucht von der Campagna herüber. War es ein Traum?

Der Lumpensammler hat sein Werk begonnen, er hält eine reiche Ernte: bunte Kleiderreihen, Spitzenreste, abgeriffene Schloffen und Bänder, halbverbrannte Taschentücher und unzählige Wachskerzenstümpfen füllen seinen Korb. Wenn es ihm von Werth wäre, er könnte auch manches Herz finden, das im Gedränge an irgend eine „Hexe“ verloren gegangen ist.

Ist dieser Lumpensammler aber ein Pessimist, so senkt er am Ende seiner Arbeit und spricht: „Ach, in ein paar Jahren giebt es keinen römischen Karneval mehr!“

Die Ballschuhe.

Von Arthur von Log.



Comtesse Ida Hahn saß im Erkerzimmer des väterlichen Schlosses und überzog sich eigenhändig ein Paar rosa Altlasschuhe. Wahre Kinderfüßchen, die Fätschen Aschenbrödeln mühten es sein, die diese zierlich kleinen Formen tragen konnten. Ihre junge Besizerin befestigte eine Schmetterlingschleife auf dem kurzen Spann, nähte schmale Kreuzbänder an — es war zu Mitte der zwanziger Jahre — und betrachtete dann das vollendete Werk mit unverbesserter Zufriedenheit. Sie dachte dabei an die hübsche Geschichte, welche man anlässlich der Verlobung der Königin Luise erzählt. Ob es wohl wahr gewesen war, daß die junge Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz auch just gesehen und sich ihre Ballschuhe frisch bezogen hatte, als der preussische Kronprinz, nachmalig Friedrich Wilhelm der Dritte, von Berlin kam, um ihre Hand zu erbitten?

Die Comtesse seufzte, indem sie sehnsüchtig durchs Fenster auf die langen öden Schneeflächen der Heimath hinausblidte. Hofstein und Mecklenburg — wohl waren es zwei reizende gelegene Schwesterländer, besonders im Sommer, wenn die üppigen Kornfelder und die goldenen Rapsstaaten bis zum Horizonte wogten und der Storch sein Familienleben auf den grauen Strohdächern der malerisch gestreuten Einzelgehöfte entwidelte. Wo fand man einen schöneren Strand, an welchem die schaumgekrönten Wogen des herrlichen grün-blauen Baltischen Meeres unmittelbar die prächtigsten Buchenwälder bespülten, und nirgends langweilige Sanddünen stürten? Aber ach, war die Natur auch poetisch, so gestaltete sich das Leben desto prosaischer. „Praktisch und uninteressant“ lautete seine Devise. Die Frauen redeten hier nur von kleinen Kindern und schlechten Diensthöfen, die Männer sprachen über Pferde und Dünge; waren diese Themata erschöpft, so bildete das Wetter den eisernen Bestand der Unterhaltung für beide Geschlechter. Das ergab eine dicke trostlose Atmosphäre für ein phantasiereiches Köpfchen, dessen Stirn sogar der Genius der Poesie geküßt hatte! Und deshalb entschädigte sich die nach Glück und Abwechslung dürstende Seele des erst einundzwanzigjährigen Mädchens längst durch die Zauberei eines selbstgeschaffenen Traumlebens, in welches aber die frühreife Klugheit der Comtesse auch schon zuweilen einige graue Fäden der Resignation mit einwebte. Doch die holde Illusion der Jugend drängte trotz des Mangels an Wahrscheinlichkeit noch zu einem freudigen Abschlusse; und so hoffte auch Ida heimlich auf einen Befreier, der gleich dem Märchenritter hergezogen käme, um das Dornröschen aus den Banden der Alltäglichkeit zu erlösen, in denen es erspiden zu müssen wähnte.

Die Thür des Erkerzimmers ward jetzt hastig geöffnet, und ein älterer Herr, welcher vornehm und excentrisch zugleich ausah, trat herein. Er hielt einen Brief in den Händen, dessen Inhalt ihn offenbar bewegt hatte.

Ida war es gewohnt, ihren Papa aufgeregt und von bestimmten Ideen hingenommen zu sehen, doch zählte er trotzdem zur Klasse der zärtlich rücksichtsvollen Väter. Sie durfte deshalb erstaunt sein, daß er heute ohne Weiteres auf sie zu schritt, sie unter das Kinn faßte, ihr prüfend ins Gesicht schaute, so ungeriet, als betrachte er ein Bild, dann die Hand mit einer kleinen unschmeichelhaften Geberde des Mißmuthes wieder sinken ließ und voll ungeduldigen Bedauerns sagte:

„Ich fürchte, Ida . . . Du bekommst niemals einen Mann!“

„Weil ich ein Blaustrumpf bin?“ meinte die Comtesse erröthend.

„Nun, Dein Schreiben schreckt wohl hin und wieder auch Jemand ab, aber davon rede ich doch jetzt nicht. Nein, weil wir zur armen Linie gehören und Dein Vater der Theatergraf ist, seiner jaquiniße Thor, welcher sein Herz an das deutsche Theater gehängt hat und gleich einem zweiten Wilhelm Meister die Welt mit einer Schauspielertruppe durchzieht, die er ernährt und bekleidet . . . weil Du die Tochter des allgelannten, veredlehten Hahn bist, deshalb nimmt Dich keiner!“ rief der alte Graf mit überquellender Bitterkeit. „Wer möchte der Schwiegerjohn des Verschwenders werden, der, immer wieder von Neuem hoffend auf unverbürgte Vorbeeren und noch ungewissere Einnahmen, das Vermögen seiner Familie hinopfert. . .“

„Von wem ist denn der Brief?“ fragte Ida den sich immer mehr Aufregenden, in der liebevollen Absicht, ihn von seinen plötzlichen Neueinsäßen, die ja doch keine Aenderung der Dinge erzielen, abzulenken.

„Das ist ein Schreiben des Erbgrafen Friedrich aus Schloß Bajedow, der auch nur Glück hat, wie alle Dummen und Reichen,“ antwortete der Gefragte übelläunig.

„Zuwiefern?“ forschte die Comtesse.

„Nun, Du weißt es ja auch, daß man sagt, der junge Erbgraf von Hahn-Bajedow ginge auf Freiersfüßen. Zum Zweck der Brautwahl scheint er zuerst eine Rundreise durch Holstein und Mecklenburg machen zu wollen — gnädig berücksichtigt auch der stolze Vetter von der reichen Linie den armen Ast der Familie dabei. Auf morgen hat er sich herablassend bei seinem halb-banferrotten Verwandten angemeldet — morgen, wo wir den großen Ball geben, zu dem ich die ganze hochadelige Nachbarschaft zusammengetrommelt habe, der ich unter dem Vorwande eines ‚Balles‘ ein ausserordentliches theatralisches Quodlibet dazubieten gedachte, um unsere unliterarische Gesellschaft etwas aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln und für mein Theater zu erwärmen! Nun werden meine guten Schauspieler vor ungeduldigen Zuhörern spielen, die Jugend wird ungestüm zum Tanze drängen, und Erbgraf Friedrich wird der Held des Abends sein. Dem machen wir es mit unserer Nähe und unseren Kosten wäherlich prächtig bequem! Denn einen volleren Strauß lieblicher Mädchenblumen sieht er schwerlich je wieder vereint, als er morgen bei uns findet. Die reichen Bernstorffs, Witlows, Moltkes und Stojentins, sie werden jubeln über den wunderbaren Freiersmann, den das blinde Glück ihnen auf die Bahn wirft, und ihn wahrscheinlich auch erringen, denn Geld drängt sich ja stets zum Gelde . . . und ich bin es gewohnt, für Andere zu arbeiten.“

Die väterlichen Worte trübten ein halbverlöschtes Bild in der töchterlichen Erinnerung wieder auf. Vor etlichen Jahren hatte Ida den Erbgrafen Friedrich auf einem Nennen gesehen. Da war er ein mannhafte hübscher Jüngling gewesen, mit lecker Miene und stottern Manieren, von schlau berechnenden Müttern und heirathsfähigen Töchtern wie ein Stück Kuchen von hungrigen Fliegen umschwärmt. Ein wildes Pferd hatte er mit leichter Mühe gebändigt und dann unter Paukenklang und Beifallsrufen „den Fürstenpreis“ aus großherzoglicher Hand erhalten. . . Die junge Comtesse war dem glücklichen Sieger damals wahrlich nicht gram gewesen — er hatte ihr sogar sehr gut gefallen!

Der alte Graf ging im Zimmer umher, wie Jemand, der ausschließlich mit einem Gedanken beschäftigt ist. Beim Vorüber-schreiten fiel sein Blick auf die rosa Ballschuhe, welche zierlich gepaart auf der Tochter Schoß lagen. „Reizend!“ rief er ganz entzückt, erfaßte die Schuhe und hielt sie betrachtend empor.

„Ach Ida, wenn doch Alles so hübsch an Dir wäre, wie Deine Füße, dann . . .!“ Er hielt inne, fühlend, daß ihm eine Ungearttheit auf den Lippen schwebte. Keinig darüber, küßte er die Tochter zärtlich und vollendete:

„Ich liebe Dich ja so, wie Dich die Natur geschaffen hat. Aber mir blutet doch das Vaterherz, wenn ich sehe, wie wenig Du am richtigen Plage stehst und in der Werkeltagsarbeit aufgehst, tugendiam Dir Deinen Fuß selbst anfertigt und Dich ehrlich abmüht, den Groschen in einem Haushalt zu sparen, wo der Thaler nicht geachtet wird. Ach, die vornehmen Aschenbrotel der Gesellschaft, sie erreichen nur sehr selten jene Belohnung, wie sie dem Urbilde im Märchen zu Theil wird! Es wird zwar auch ein Märchenprinz in unser Haus kommen, ein schöner junger reicher Graf, aber er wird wahrscheinlich an Dir vorübergehen, armes Kind, weil Du keine Märchenschönheit besitzest! Der Mann schämt leider gewöhnlich das Verdienst beim Weibe nur, wenn es mit der Schönheit gepaart ist Daß Väter vom Ruin durch glänzende Heirathen ihrer Töchter gerettet werden, gehört wohl auch in das Reich der Romantik! Nun, laß es Dich nicht ansechten, meine tapfere Ida, wir wollen unsere Gedanken nicht länger an unnütze Dinge heften, sondern uns mit den Vorbereitungen zum Balle beschäftigen.“ Damit verließ der Graf das Gemach.

Ida aber sprang auf und eilte vor den großen Pfeilerpiegel hin. War sie denn wirklich so reizlos, daß der Märchenprinz auf jeden Fall an ihre vorübergehen mußte? Besaß sie denn wirklich gar nichts, womit sie ihn zu fesseln vermochte?

Gräfin Ida Hahn-Hahn hat in ihren späteren Romanen der weiblichen Schönheit begeistert Kränze geflochten. Ihre Lieblingsheldinnen — halb Madonnen, halb Helenen — pflegte sie immer mit siegender Neußerlichkeit auszustatten. Daneben schilderte sie angenehm überzeugend die Häßlichkeit mit schöner Seele, die dennoch den Geliebten schließlich gewinnt. Doch nie erwähnt ihre Feder jenes Durchschnittschicksal der Weiblichkeit, die fatale, uninteressante Mittelmäßigkeit der Reize — so oft sie auch sich selbst schilderte! Sie theilte ihren heranwachsenden Frauengestalten von ihrem Geist und ihrer Feuerseele mit, sie gab ihnen ihre Faustinnatur, aber nicht ihre Züge, nicht die eigene Statur. Nur die Grazie, die Eleganz und die Hände, „weißer Moll mit rosa Seide gefuttert“, sind wahrheitsgemäß. Und doch hätte die Gräfin wohl zufrieden sein können, denn sie soll in den Jahren der Reife, zwischen dreißig und vierzig, eine ganz bezaubernde, reizende Frau gewesen sein. Trotzdem verzicht sie es dem Schicksal nicht, daß es ihr die Gabe der Schönheit versagt hatte. Sie ähnelte darin ihrer berühmten Kollegin, Frau von Staël, durch deren ganzes Leben und sämtliche Schriften die Klage über die eigene Reizlosigkeit wie ein zorniger Schmerzensruf klingt.

Der Pfeilerpiegel zeigte eine nüchtern-blonde Mädchenerscheinung mit schlanker, doch eckig magerer Figur. Die Stirn war viel zu groß und zu rund, die Nase stand etwas schief im Gesicht, was freilich ein Zeichen der Klugheit sein soll. Von den sanften blauen Augen der Comtesse schielte leider das eine, besonders wenn sie verlegen oder angegriffen war. Hauptsächlich fehlte aber jener Verklärungschimmer, den die Jugend oft sogar über noch viel weniger hübsche Mädchengestalten ausgießt. Ach, und gerade ein Ball, wo das Vergnügen und die Wohlthat der Toilette selbst den fast Unschönen auf Augenblicke den Gürtel der Venus leihen, war für Ida leider ganz besonders unvorthelhaft, trotz der angeborenen Grazie ihrer Bewegungen und obgleich sie leicht wie eine Feder tanzte. Denn bei solchen Gelegenheiten spielte ihr das erregte junge „Blaublut“ lauter ärgerliche Streiche, es streute ihr entstellende Hipslecke auf Stirn und Hals, und das heftige Schauffement löste ihre schönen blonden Locken — die weichen Haare der Intelligenz — frühzeitig in trübselige Verwirrung auf, dergestalt, daß die Comtesse schon nach den ersten Tänzen einer zerwehten Frühlingsblume zu ähneln pflegte. Und aufgelöste Locken waren damals ganz besonders mißfällig, denn man lebte im Stadium des Glatten. Die Jugend trug den zierlichen Coeur-scheitel, vorn entweder dicktupirte kurzgesteckte Kanonenlocken oder langherabhängende sentimentale Schmachtloden, letztere erhielten dann später in ihrer Ausartung den Namen „Korkzieherlocken“. Im Nacken band man das Haar empor und wand es um ein Drahtgestell. Das nannte man einen Hafenzopf; er war sehr schwer zu machen, namentlich übten zu weiche und schwere Haare

die Unart, sich unbemerkt loszuziehen, dann schwebte das Drahtgestell wie ein leeres Vogelbauer sehr komisch einsam und allein auf der Spitze des Hinterkopfes.

Selbst die berühmten schönen Hände der Gräfin litten einß vom Schicksal der Jugend, indem die Spitze sie roth, die Käfte hingegen blau machte. Und der Reiz des Ungewöhnlichen fehlte noch ganz und gar, die später so gewandte Salondame, welche auf den Flügeln der Genialität die Welt durchreiste und auch namentlich durch den eigenartigen Zauber ihrer Persönlichkeit wirkte, sah in ihrer ersten Jugend wie ein unbedeutendes kleines Provinz-mädchen aus, „ganz entsehrlich mecklenburgisch“, wie eine schlesische Schwester in Apollo von ihr gesagt haben soll.

Comtesse Ida war viel zu klug, um nicht einzusehen, daß sie leider sehr wenig besaß, was einen anspruchsvollen jungen Lebemann hätte bezaubern können. Es gefielen ihm vielleicht manchmal noch unschönere Frauen — hatte man ihr doch jüngst auf einem Hofball in Schwerin eine Dame gezeigt, mit welcher Erbgraf Friedrich im Gebete war, und die geradezu häßlich genannt werden durfte — aber die kämpften dann wohl mit anderen Waffen, als eine bescheidene unschuldige Landcousine zu gebrauchen wagte. Einen Augenblick erlag das junge Mädchen jenem beschämenden Gefühl der Ohnmacht, welches die beide und solideste Frau empfindet, wenn sie merkt, daß es ihr versagt ist, mit ihren äußerlichen Mitteln einen Eindruck zu machen. Dann aber regte sich in ihr der Stolz des geistigen Uebergewichts, und eine gewisse Zuversicht breitete sich wie eine wohlthätige Hülle über ihr zagenes Gemüth. Wozu besaß sie denn ein erfinderisches Hirn? Weshalb sollte man stets die Intrigue in das Reich der Poesie bannen? Ließ sich denn das Leben selbst nicht auch einmal umbichten? . . .

Der traurige Ausdruck verschwand aus Ida's Antlitz. Sie trat von dem Spiegel zurück und ergriff ihre Ballschuhe — der Schalk bligte wieder aus ihren Augen — wahrlich, mit ihrem Kopfe — mit diesen Füßen — sie brauchte doch vielleicht noch nicht ganz zu verzweifeln!

Anderen Tages langte Erbgraf Friedrich Hahn-Basewow schon um zwölf Uhr Morgens an. Ida's Vater hatte zu seinem Empfange ein Champagnerfrühstück besorgt und mehrere junge Kavaliere der Nachbarschaft dazu eingeladen.

Die Comtesse und ihre gräßliche Mutter machten als einzige Damen die Hommurs. Ida sah allerliebste aus im dunklen Hauskleide, ein weißes Labshürzchen vorgebunden, der Zuschnitt der Häuslichkeit stand ihrem feischen Teint und ihrer mädchenhaften Figur vorläufig eben am besten. Der junge Erbgraf unterließ auch nicht, der neuentdeckten Cousine sofort zu hulbigen, was aber im Grunde doch leider freilich von nur geringer Bedeutung war. Einmal konnte der Erbgraf überhaupt kein halbwegs niedliches junges Mädchen sehen, ohne ihr den Hof zu machen, zweitens war keine Rivalin vorhanden, und drittens hatte dem Erbgrafen aus Ida's lebhaften Zügen jener Ausdruck entgegengelenchtet, den kein Mann mißversteht. Die Comtesse nämlich, obgleich ja eigentlich nur erst die Knospe eines Weibes, theilte doch schon im vollsten Maße die wunderbare Vorliebe der geistreichen Frauen für flache Männer Schönheit, und so hatte sie es nicht verhindern können, daß ihr der Vetter keineswegs um seines Reichthums willen allein gefiel, sondern daß bei seinem Anblick dieselbe Saite in ihrem Herzen wieder erklang, die sich schon einmal auf dem erwähnten Nennen in ihrer Seele geregt hatte.

Als die Frühstückstimmung der Herren gar zu lebendig wurde, zogen sich die Damen zurück. Ida's Mama bemerkte indeß zu ihrem Erstaunen, daß ihre Tochter die Thür des Eßzimmers geflüstertlich nur anlehnte und offenbar auf das Gespräch da drinnen zu horchen beabsichtigte.

„Laß das,“ warnte die alte Gräfin, „was junge Herren beim Wein reden, taugt nicht für Mädchenohren.“

„Ei, ich muß Charakterstudien machen für meinen schriftstellerischen Beruf,“ entgegnete Ida, „die Herren Recensenten behaupten ja ohnedies, Frauenfedern schilderten nur Männerchemen und Männerhablonen, die Selben in weiblichen Romanen unterscheiden sich nur durch die Bartfarbe von einander!“

Anfangs hörte die Lauscherin nichts, was sie interessierte. Jagdgeschichten wechselten mit keden Anekdoten. Endlich kam man

von den Pferden auf die Damen, speciell auf das Thema der weiblichen Schönheit — und Erbgraf Friedrich wurde tüchtig geneckt mit seiner Vorliebe für kleine Füße!

„Parbleu, ich ziehe doch ein schönes Gesicht einem hübschen Fuß vor!“ rief der lange Junker von Bläskow, „Sie aber, bester Graf, sollten lieber einen Schuster für Ihre Brautichau engagiren, der den heirathsfähigen Töchtern des Landes gleich das Maß nimmt und sie numerirt wie in einem Schuhladen — die kleinste Nummer zöge dann wahrscheinlich als glückliche Herrin auf Schloß Balesdow ein.“

„Der kleine zierliche Fuß ist mir allerdings eine Hauptsache bei der weiblichen Schönheit,“ erwiderte ernsthaft der Geneckt.

„Abgesehen davon, daß ich ihn bewundere, gilt er mir auch als ein untrüglicher Seelenpiegel. Ich kann den ganzen Charakter einer Dame in ihrem Fuße erkennen; aus der Form ihres Schuhs weiß ich mit Zuverlässigkeit, ob sie klug, bestimmt, zartfühlend, hingebend . . .“

„Hören Sie auf, Sie Aufsatzer!“ lachten alle durch einander. Und der kleine Graf Behr-Legendand rief: „He, Verken, das ist etwas für Sie — in Ihrer Familie ist ja eine hervorragende Dichtertader — Sie müssen uns die Anlassungen des Grafen Friedrich in Verse kleiden. Dichten Sie uns eine Apotheose des Fußes, oder schreiben Sie eine Abhandlung ‚Der schmale Haden‘, Beitrag zur Charakteristik des Weibes . . .“

Diese Unterhaltung wurde nicht fortgesetzt, denn der Gastgeber trat herein — welcher dringend wünschte, wegen der Vorbereitungen zum Balle und zur Theateraufführung sich seiner Gäste bis zum Abend zu entledigen und sie bis dahin passend zu unterhalten — indem er verkündete, daß die Wagen angespannt wären, welche die Herren nach einem entfernten Vorwerk bringen sollten, woselbst eben angekommen ungarische Schweine der Besichtigung harreten.

Als nach einer Weile der alte Graf unvermuthet durch den Korridor schritt, auf welchen des reichen Betters Logirzimmer mündete, war er sehr erstaunt, seiner Tochter dorthelbst zu begegnen. Er hätte schwören mögen, sie käme aus des jungen Grafen Zimmer! Doch das war ja ganz unmöglich, denn die Comtesse wußte als wohlgezogene junge Dame genau, was sich schickte.

„Wie kommst Du denn hierher?“ fragte er befremdet und blickte forschend auf ein Stück zerknittertes Papier, welches die Comtesse sichtlich verlegen zu verbergen strebte.

„Ich versuche eben das erste Kapitel zu einem Roman zu entwerfen,“ lautete die überraschende Antwort.

„Aber ich bitte Dich, Ida,“ rief ungeduldig der Vater, „so denke doch lieber an die Bowle, das Souper und an Deine

Toilette! Wie kommst Du denn nur heute auf die absonderliche Idee zu schreiben?“

„Mein Roman wächst auch wahrscheinlich gar nicht über den eben begonnenen Anfang hinaus,“ erwiderte die Comtesse mit eigenthümlich melancholischem Tone.

Als Erbgraf Friedrich mit Eintritt der Dämmerung von der Besichtigung der ungarischen Schweine zurückkehrte, war sein Hauptgedanke, nach den Strapazen eines üppigen Frühstücks und vor dem Ereignisse eines großen Balles „einen langen Schlaf zu thun“. Er fand in seinem Zimmer ein behagliches Eckchen, wo ein

teppichbehangener Divan unter einem Holz-Sims an der Wand stand. Der junge Mann streckte sich lang aus auf dem angenehmen Lager; daß von dem Rande des Simses ein Paar rosa Bändchen herabflatterten und ihm fast die Stirn berührten, nahm er sich gar nicht die Zeit zu bemerken, sondern versank gleich in festen Schlummer.

Fast eine Stunde lag er ohne sich zu rühren. Dann ward sein Schlaf ein unruhiger, der Graf veränderte die Lage, brachte auch den Kopf etwas höher . . . sonderbar — gab es denn jetzt noch Fliegen? Er schlug danach . . . wieder berührte es ihn — was baumelte ihm dem nur immer an die Nase? Ein energischer Griff . . . platsch — da kolkerten zwei Gegenstände von der Wand herab, der eine schlug neben ihm auf den Boden nieder, der andere fiel ihm auf die Brust und blieb just auf seinem Herzen liegen. Nun war es nur gut, daß eben auf dem Korridor die Sturmlampe angezündet



Das erste Kapitel des „Romanes“.

wurde und deren helles Licht auch einige Strahlen durch ein großes Fenster in des Grafen dunkles Zimmer entsendete. Da konnte er doch wenigstens sehen, was ihm denn da auf das Herz gefallen war . . . ein reizender Atlaschuh! Ein kleineres Füßchen glaubte der Graf sich nicht vorstellen zu können. Er wendete bewundernd die zierliche Form in seinen Händen um und um, eine ganze Liste der schönsten weiblichen Eigenschaften ahnend. Wie originell die Sohle gebogen war, kräftig, doch maßvoll, ein geniales Köpfchen gehörte sicher zu diesem Fuße! Offenbar war der Schuh schon getragen — desto besser, dann hatten sich die Eigenschaften der Besizerin recht genau darin ausgeprägt. Am leisen Wachsflod, der sich mitten unter der Fußspitze festgesetzt hatte, sah der Graf, daß die Herrin des reizenden Vilpitaners einen geraden festen Tritt habe. Der feine Haden verrieth eine zarte nervöse Konstitution. Die schmale Spitze befandete einige Anlage zur Kofetterie, und das leichte Uebergehweifen des Oberzeuges in der Gegend der kleinen Zehe deutete Vorliebe für

Glanz und Pracht, Freigebigkeit, große Lebenslust an. Also keine Dudmäuserin! Fast hatte der Graf schon etwas dergleichen gefürchtet, als er den schmalen, schwach entwickelten Ballen bemerkte. Denn je weniger Ballen vorhanden ist, je larger ist das sanguinische Element vertreten, und Zahlenfuss, Ordnungsliebe und Pedanterie überwiegen.

Der Graf hob nun auch den andern Schuh vom Boden auf. Wie hübsch sauber die niedlichen Dinger noch waren! Er bog sich näher dem Licht, um besser sehen zu können — ei, das Rädchen war neu bezogen, und zwar mit großem Geschick! Ob das eigenhändige Arbeit der Besizerin war? Auch noch nadelgewandt und sparsam bei so viel Genialität? Entzückend! Und inwendig hatte ein liebenswürdiger Sinn für Aesthetik die Schuhe mit rosa Seidenpapier ausgekleidet — sie mußten wirklich das Eigenthum einer Fee sein — nein, besser noch, sie gehörten einem hochidealen jungen Mädchen an, in dem alle bestreichenden Eigenschaften des Weibes schlummerten. Glücklich Derjenige, an dessen Herzen solche Knospen zu Blüten reifen durften — „der Teufel soll mich holen, wenn ich den Engel nicht heirathe, dem diese Schuhe zu eigen sind!“ rief der Graf plötzlich ganz laut.

Doch er war noch so müde — wieder schief er ein. Jetzt träumte er von der Cousine Ida. Sie bog sich im weißen Brautgewande mit Myrthenkranz und Schleier über ihn, wie ein holdes Räthsel, welches Lösung verlangt. Der Graf wollte ihr die rosa Schuhe anpassen, doch stets, wenn er ihr nahe kam, glitt sie wie ein Schemen weiter, mit rhythmischen Bewegungen voll lieblichster Anmuth. Mädchenhaftigkeit — o, reizende Neuheit, wie sie den Weltmann berauschte! Hestig, leidenschaftlich eilte er der Comtesse nach — fast hatte er sie erreicht und wollte sie umfassen, da —

„Poch — poch!“ klang es mit kräftigen Schlägen gegen des Grafen Zimmertür. Der erwachende Träumer mußte sich erheben und öffnen.

Draußen stand die stämmige Landjose Ida's. „Ach, Herr Graf,“ sagte dieselbe, „meine gnädige Comtesse ist in Verzweiflung, sie zieht sich zum Ballo an und kann ihre eigenhändig bezogenen Ballschuhe nicht finden! Das ganze Schloß haben wir schon durchsucht. Nun meinen wir, daß bei der allgemeinen Umräumerei für unser Fest und unsere Gäste vielleicht eine unbemerkte Hand die Vermissten in Ihr Zimmer gestellt haben könnte. Gestatten der Herr Graf, daß ich einmal eintreten und nach den Ballschuhen suchen darf?“

„Hier sind sie!“ sagte der Graf, indem er einen Fuß auf jede der kleinen Sohlen drückte. „Bestellen Sie zugleich meine unterthänigsten Empfehlungen an Ihre gnädige Comtesse und sagen Sie ihr — da ich persönlich so kurz vor einem Ballo nicht mehr zu stören wage — daß ich sie um die Gunst bitten lasse, heute Abend mit mir den ersten Walzer und den Cotillon zu tanzen!“

Einen erfolgreicheren Ball hatte der alte Graf Hahn noch nie gegeben.

Ida erschien in einem weißen Tüllkleide, die rosa Schuhe an den Füßen, einen idealen Rosenkranz auf dem Haupte. Fast noch nie in ihrem Leben hatte die Comtesse so hübsch ausgesehen, denn nichts verklärt so, wie der Strahl des Beifalls. Erbgraf Friedrich wich nicht von ihrer Seite, und der beglückte Pulsschlag von Ida's Herzen schien selbst dem jungen Blaublut zu gebieten, denn kein Hitzleck und keine unangenehme Röthe beeinträchtigten an jenem Ballabend den Ausdruck des geistigen Lebens und die Fülle poetischer Innerlichkeit, welche Ida's Physiognomie widerpiegelte, wenn sie vergnügt und angeregt war. Sogar die Vorden hielten sich so lange als möglich und lösten sich erst ganz zuletzt in heidliche Unordnung auf. Ida's Grazie übertraf ja stets die aller Damen, und so demüthigten sich denn die sämmtlichen anderen jungen Töchter des hohen Adels vergebens um den begehrtesten Freier — sie mußten es erstaunt mit ansehen, wie rasch Erbgraf Friedrich sich zur Rolle des Königssohnes im Märchen Aschenbrödel entschlossen hatte.

Nach Ablauf einer Woche verlobte sich Ida mit ihrem Better, und sehr bald fand dann auch die Hochzeit statt. Auf dem Pösterabende las Herr von Verken einen „Hymnus auf

den kleinsten Fuß der schönsten Seele“ vor, und der glückliche Bräutigam ließ es sich nicht nehmen, nach alter galanter Polensitte den kleinen rosa Ballschuh, der sein Herz gefangen genommen, mit Champagner zu füllen und auf das Wohl der Braut bis zur Nagelprobe zu leeren.



„Wie waren denn aber die famosen Schuhe nur überhaupt in das Zimmer gekommen?“ fragte der alte Graf unschuldig, „wer hatte sie denn eigentlich hineingelegt?“

„Oh, lieber Vater!“ antwortete Ida, indem sie den guten Papa herzlich küßte, „das war jener Anfang eines Romans, von dem ich sprach — das erste Kapitel in der Geschichte meines weiblichen Lebens!“

Ob diese Ehe glücklich wurde? Nein und abermals nein! Denn es war dasjenige zu wenig dabei berücksichtigt worden, wonach überhaupt leider viel zu selten gefragt wird, und was doch nur allein den Keim der Zufriedenheit und die Möglichkeit des Glücks in sich birgt — das ist die Ebenbürtigkeit der Seelen! Poesie und Prosa, Bildung und Rohheit soll man aber gewiß am wenigsten zusammenfügen, und deshalb war auch die Katastrophe fast unvermeidlich, welche schon nach drei Jahren erfolgte, nämlich die Scheidung. Sie war einst ein vielbesprochenes Ereigniß in der vornehmen Welt. Grausame Verleumdung, aber auch leider eigene Schuld, zogen einen verhängnißvollen Ring um die junge Frau, selbst das Auge des Wohlwollens vermag nicht ganz klar bei dieser Angelegenheit zu sehen und ein richtiges Endurtheil zu fällen.

Wer sich für die Gräfin Hahn-Hahn interessiert, muß ihre Romane lesen, die einst zündeten und ihren Namen durch ganz Europa trugen. Der Rechte — Faustine — Levin — sind Gebilde einer glühenden Phantasie und eines ganz außerordentlichen, wenn auch mitunter ungesunden Geistes. Die Romane ihrer katholischen Epoche besitzen einen geringeren Werth und haben weniger Reiz, in ihnen erscheint die hochgeniale Schriftstellerin nur noch wie der verblähte Schemen ihrer selbst. Sie war eben ein Weltkind, die Kloster Schwester vertrug sich mit ihrem Talent nicht, welches nun einmal wurzelte in der irdischen Liebe Freud und Leid.

Blätter und Blüten.

Alata. (Mit Illustration S. 109.) Chateaubriand († 1848), der freischützigste große französische Schriftsteller und Staatsmann, den die Ermordung des Herzogs von Enghien zum Töbsteine Napoleon's machte, hatte mit 22 Jahren sein Vaterland verlassen, um in den Urwäldern Amerikas seinem Drange nach Unabhängigkeit und ungebundener Freiheit leben zu können. Mit Indianern durchschweifte er das Land vom Niagara bis Louisiana, und dieser Zeit verdankt seine Erzählung „Atala“, durch welche er seinen dichterischen Ruhm begründete, ihre Entstehung. Atala, die Tochter eines Weißen und einer Indianerin, wird von ihrer Mutter, die dann später einen Häuptling der Muskogulgen heirathete, im Christenthume erzogen. Schatta, der Sohn eines Häuptlings der Natches, wird von den Muskogulgen gefangen und zum Feuerstabe verurtheilt. Atala rettet ihn davor unter eigener Lebensgefahr, und die beiden jungen, in Liebe zu einander entbrannten Leute fliehen. Unter anfänglichen Mühsalen in der einsamen Wildniß des Urwaldes gelangen sie endlich zur Hütte eines christlichen Blinden Erbknechters, der Schatta zum Christenthume bekehrt und dann Beide als Gatten verbinden will. Doch Atala ist durch einen Schwur, den sie ihrer Mutter auf dem Todbette geleistet, zur Ehelosigkeit und Ensigung verurtheilt und vergiftet sich, um in dem Kampfe ihrer Liebe und Leidenschaft gegen das Gelübde nicht zu unterliegen. Schatta ist zerstückert von dem Entsehliden, rast und tobt und flucht dem Gotte der Christen, der so Unmenschliches zugelassen, wird aber von dem Emsiebler endlich beruhigt, und Beide schreiten zur Verstatung der lieblichen, so früh dahingerafften Menschentuse.

Diese Verdigung Atala's hat das ergreifende Gemälde Courtois', dessen Vollstätt nach einer im Verlage von Braun u. Comp. in Dornach erschienenen Photographie ausgeführt ist, zum Vorwurf.

Unter dem Bogen einer natürlichen Brücke sollten die Ueberreste der so Heißgeliebten bestattet werden. Der Eremit hatte sie in ein Stück europäischer Leinwand gewickelt, die seine Mutter selbst gepunnet hatte und die — das Einzige, was ihm aus seinem Vaterlande geblieben — für sein eigenes Grab bestimmt war. Zu schlafen schien die Jungfrau, ihre Lippen, einer kaum geöffneten Klotenstose gleich, schienen in süßem Verlangen zu lächeln. Ihre schönen Augen waren geschlossen, der herrliche Kopf, die Schultern und die Hüfte waren entblößt. So trag der verzweifte Schatta den Leichnam der geliebten Braut zu der einsamen Stelle des verdorrten Gießbaches, und in der Wildniß des Urwaldes lagen der junge Wilde und der alte Eremit auf den Knien einander gegenüber und gruben ein Grab für ein unglückliches junges Mädchen, das durch den tragischen Konflikt zwischen Liebe und Pflicht in den Tod getrieben war. — Schatta blieb ein gebrochener Mann, er kehrte zu seinem Stamme zurück und nahm erst kurz vor seinem Tode das Christenthum an. — r.

Weber's „Silvana“. Es geht die freudig begrüßte Kunde durch die Zeitungen, daß eine „nachgelassene“ Oper von Karl Maria von Weber auf dem Hamburger Stadttheater mit Erfolg aufgeführt und sofort von großen Hof- und Stadttheatern angenommen worden sei. Diese Oper ist kein „nachgelassenes“, sondern ein altes und vergessenes Werk des großen Meisters, das durch einen Dichter und einen Komponisten in zeitgemäßer Ausgestaltung ins Leben zurückgebracht worden ist. Der Komponist ist Ferdinand Langer, der Dichter unser Mitarbeiter Ernst Pasqué, und diesem verdanken wir die nachstehenden Mittheilungen.

In seinem 22. Lebensjahre begann Weber die Komposition einer neuen Oper, „Silvana“, seines sechsten Bühnenwerks. Leider litt das Textbuch, von F. A. Hiemer zusammengestellt, ebenso an Inhalt wie an dramatischer Form. Dennoch vollendete Weber die Oper 1810 in Darmstadt. Aufgeführt wurde sie zuerst in Frankfurt am Main und dann an den meisten großen Theatern bis in die ersten dreißiger Jahre. Noch einmal tauchte sie 1855 in Dresden und 1858 in Berlin auf, um dann, durch die Schuld des Textbuchs, für immer unmöglich zu werden.

Dieses Werk ist es, an welchem die beiden genannten Männer den Versuch der Wiederbelebung machten. Pasqué legte der Weber'schen Komposition einen neuen Text unter. Er entnahm den Stoff der rheinischen Sagenwelt, insbesondere der Sage von den Birgen Sternberg und Liebenstein. Mühte nun der Dichter Situationen schaffen, welche Gelegenheit boten, die sämtlichen Nummern der alten Silvana-Partitur anzubringen, so erstand, weil die reiche Handlung sich statt auf drei, auf vier Akte ausdehnte, für Langer die Aufgabe, den musikalischen Rangel für den neuen Text aus Weber's reichen und mannigfaltigen Kompositionsschöpfungen, namentlich auch den Klavierwerken zu decken und eine Oper herzustellen, welche ausschließlich Weber'sche Musik darbietet, ohne an zu mosaikartiger Zusammenfügung zu leiden. Das fähne Unternehmen ist vollendet, hat seine Feuerprobe bestanden und tritt nun seine Reise über die deutschen Bühnen an.

Bacillenfreies Trinkwasser. Die Furcht vor den winzigen Trägern und Verbreitern der ansteckenden Krankheiten hat unter Anderem auch das Entsehen einer neuen Industrie gefördert. Um die Menschheit vor aller Ansteckung durch verunreinigtes Wasser zu sichern, fabricirt man seit Kurzem bacillenfreies Trinkwasser. Bis jetzt rief man, das Wasser zur Zeit der Epidemien zu kochen und so die Bakterien durch Hitze zu tödnen oder ungeschädlich zu machen. Aber gekochtes Wasser ist befallentlich kein besonders labender Trank.

In dem Pariser Laboratorium von L. Pasteur, in dem so viel Großes und manchmal auch Unbedeutendes über die winzigen mikroscopischen Vise entdeckt, was dann mit gehörigem Pomp der Welt verkündet wurde, hat nun Dr. Chamberland eine Entdeckung gemacht, die der Menschheit den Genuß frischen und doch bacillenfreien Wassers sichert. Er hat Filter

konstruirt, die alle Mikro-Organismen zurückhalten, aus Cylindern von porösem Porcellan bestehen und darum auch Bougies Chamberland genannt werden. Diese Erfindung ist bereits praktisch verwerthet worden, denn wie der in Genf erscheinende „Fortschritt“ berichtet, hat dort ein Herr Jolly mit Beihilfe von Professor Monnier ein Etablissement eingerichtet, in welchem durchaus bacillenfreies Trinkwasser fabricirt oder ultrirt wird. Bis jetzt ist dieses „reine“ Trinkwasser nicht besonders billig, da ein Liter acht Centimes, also etwa sechs Pfennig kostet. Für die großen von Epidemien bedrohten Volksmassen dürfte somit dieses gesundheitsliche Fabrikat noch lange ein unerschwingliches Luxusgetränk bilden.

Zu nützlich, um erschossen zu werden. Auf den von den Nordamerikanern während des Bürgerkrieges errichteten 24150 Kilometer Feldtelegraphenlinien wurden 6500000 Militäritelegramme ausschließlich mit Klopffapparat empfangen, und es liegen keine Klagen über Verstimmlung der Depeschen oder über irgend ein Mißlingen vor, das den militärischen Unternehmungen durch unrichtig beförderte Depeschen bereitet worden wäre. Im Gegentheil sind genügend Berichte vorhanden, welche auf den Vorzug des Klopffsystems hindeuten, wenn sich derartige Apparate in den Händen ausgebildeter Telegraphisten befinden. Im nordamerikanischen Kriege haben Klopfftelegraphisten wiederholt in Ermangelung irgend eines Apparats Telegramme mit der Zunge empfangen. Aus den vielen derartigen Fällen sei nur der folgende erwähnt: Telegrapheninspektor Fuller erhielt Befehl, in großer Eile eine Telegraphenlinie von Lebanon nach Columbia zu errichten, um dalebst mit der Division des Generals Boyle telegraphische Verbindung herzustellen. Nachdem Fuller Columbia mit der Telegraphenlinie erreicht hatte, stellte es sich heraus, daß der Stationsapparat abhanden gekommen war. General Boyle, der gerade wichtige Depeschen zu befördern hatte, gerieth über das Ausbleiben des Stationsapparates dermaßen in Zorn, daß er drohte, Fuller erschossen zu lassen. Dieser dagegen nahm ruhig die Ermangelung eines Telegraphenschlüssels in Kauf, telegraphirte sie in Ermangelung eines Telegraphenschlüssels mittelst Berührung der Enden des durchschnittenen Drahtes und empfing alle Antworten korrekt durch Anlegen beider Enden ober- oder unterhalb der Zunge. General Boyle, hierüber im höchsten Grade erstaunt und vielleicht auch beschämt, wandte sich an Fuller, indem er ihm auf die Schulter klopfte, mit den Worten: „Sie sind zu nützlich, schon jetzt erschossen zu werden.“

Wem verdanken wir den Fingerhut, jenen Helfer in den Nothen aller Völkereien? Vor zweihundert Jahren hat ihn ein holländischer Goldschmied, Nikolaus van Bentshoten, erdacht und zum ersten Mal fabricirt. Aber dem Erfinder galt er nur als Luxusartikel, und erst im Laufe der Zeit wurde der hohe Werth dieses Spielzeugs von der Frauenwelt anerkannt.

Allerlei Kurzwel.

Magisches Tableau:
Das geflügelte Rad.



Auflösung des Karneval-Räthsels in Nr. 6: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gelang zc.

Kleiner Briefkasten.

D. N. in Nürnberg. Die Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen, welche ihren Sitz in Berlin hat, dürfte Ihnen zu empfehlen sein. Diefelbe, unter dem Schutze der deutschen Kronprinzessin 1875 begründet, nimmt ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses alle staatlich geprüften Lehrerinnen auf, die an öffentlichen oder privaten Anstalten, in Familien oder sonstige den Lehrberuf ausüben. Die Beiträge bemessen sich nach dem Alter der Eintretenden und der Höhe der verpfändeten Pension. Der Präsident des Centralausschusses ist zur Zeit der Ministerialdirektor Greiff, Berlin W. Weierstraße 72.

D. N. in Z. Gewöhnliche „Deutsche Marken“ von 1871 bis jetzt sind nicht anzuwenden; das Elisabeth-Krankenhaus in Berlin nimmt sie aber, für mildebittige Zwecke gekonnt, an. **Stat-Bekandheit in Düsseldorf.** In einigen Gegenden gehalten es der Brauch, in anderen dagegen nicht.

Ein Abonnement von Einz. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

3. Quittung. Für die Hinterbliebenen des Schaffners Claus und die anderen bei Hanau verunglückten Bahnbienedienten

gingen ferner ein: A. B. in Hildesheim 1; Helene in Berlin 1; Regis Karl in Freiburg 3; durch Karl Wagner in Suhl; vom Männerchor der „Erweiterung“ 7,55, ein Eberlein von Arbeitern gef. durch D. W. 1,20, gef. durch C. W. 8 zusammen 16,75; Ertrag einer besonderen Sammlung bei einer Abendunterhaltung des Deutschen Reichsrechtschulen-Verbandes Reichenbach i. V. 33,25; Fr. Sch. in Münden 10; G. T. in Münden 5; Ed. Egert in Berlin 6; D. S. in Berlin 10,05; C. H. u. J. J. in Budau 8; F. a. B. in Ballenstedt 2; F. M. in Leiszig 1,50; Gg. Graue in Koburg 5; Kegelfeilschaft „Höfnerklub“ in Dresden 12; Steffen, Major in Strahburg i. C. 50; im Auftrag des „Beisensklubs“ eingel. von 2. Jütershagen in Langensalza 10; ein „junger Abonnent“ in Erfurt 6; C. S. in Hlberg 3; Gesellschaft „Erholung“ in Dahlhausen a. d. S. 7,70; A. J. in Wessungen 4; die Oberreita d. Realgymnasiums zu Boien durch Dr. Bed. Ordinarius 13,85; Jean Stm. in Frankfurt a. M. 5; Oekonom. Com. Kloege in Reife 5; „Karlchen“ in Augsburg 5; von einem „Vielreiser“. Mariahilf-Wien (3 Hl. d. W.) 4,95; aus vier Sparbüchern. Köln a. Rh. 20; den Zehnten eines Gewinnes. Dresden-Neust. 2,20; ein alter Bekannter von Herrn Delschläger in Zeitz 2; A. K. in Gröbenberg 2; H. C. in Berlin 0,50; „Unbekannt“ in Hannover 1,50; Joh. Gg. M. in Nürnberg 2; J. M. in Stadtlauringen 5; Prof. C. in Heidelberg 20; B. in Osterburg i. d. Altmark 3; „Treu bis zum Tod“. Aus Bremen 3; Stammtischgef. im Löwen zu Arheilgen 6; A. Koefer in Wittenberg (Bez. Halle) 5; P. Walter M. in Dresden 5,05; M. J. in Berlin 5; gef. in der Wagner'schen Brauerei durch J. Göllich in Rothenburg a. d. T. 7,10; ein Oldenburger Landwirth in Bardenfleth 5; aus Tübingen 1; ein Petersburger Abonnent (3 Hl.) 6,30; F. J. in Küstrin 30; A. K. in Frankfurt a. M. 2; aus Gingen a. d. F. 2; A. N. in Bremerhaven 2; „Ein Oesterreicher“ in Wien 22; aus Abendt. Reg. B. Düsseldorf 10; A. N. in Rothenburg i. Ob.-Sächl. 10; A. G. in Graubenz 3; A. Loewenthal in Duisburg 3; A. D. in Dortmund 5; M. v. H. in S. 5; Adolf Pollack in Rawitsch 15; S. in Halle a. d. S. 3; L. L. in Hagen im Bremischen 0,50; W. S. in Hagen im Bremischen 0,50; C. u. L. B. in Neustadt-Magdeburg, mit dem Motto: „Meine Feilsfreunde“ 100; „Wenig aber mit Freuden“ von Frau P. u. ihren Kindern in Jdar 1,30; Otto in Riga (1 Hl.) 2,10; von zwei Familien S. in U. 30; C. T. C. B. in Nürnberg 2; Frau Dr. Koenig in Kriegshaber b. Augsburg 2; ohne nähere Bezeichnung des Abenders — Briefbogen mit einer Taube 5; St. A. in Ulm 3; J. W. in Tübingen 10; A. M. in M. 3; C. S. in Berlin 20; A. M. in Nürnberg 5; J. Leiffner in Nürnberg 3; Regine Kränzler in Regensburg 3; G. Ag. in Danzig 20; von einem Kränzchen in Dresden d. F. Rypold 6; S. J. A. in Berlin 2,80; durch Dr. Delschläger in Weimar: Porträitmalter Behmer 5, ein Freund der „Gartenlaube“ 3, Kurt und Jenny 2, Vergrath Hofmann 3, Frau Pastorin Schubart 2, Dr. Schubart 3, Ungenannt 1, Maria Kräftner 1, Penion Martini 10, F. L. 5, G. S. 1,50 zusammen 36,50; H. D. in Dresden 3; S. Lehrer in W. p. G. 6; B. in Ansbach 3; S. Adler, Reg. Geometer in Gotha 3; A. K. in Kirchdorf b. Sulingen 12; C. Ells u. Heinrich's Sparbüche in Kiegenwale 7; Helene, Elisabeth, Willa, Hugo, Johanna u. Hedwig, Geschwister Pulsch in Wilmshagen 12; F. in W. 2; Ungenannt in Bamberg 5; gef. d. Fris. Eid u. Gust. Högemann in Jitau 39,25; J. van Setten in Ragnit 5; Witwens-Abendklub der Loge Minerva zu den 3 Palmen in Leipzig 20; A. K. in M. Gladbach 11; Gewinn einer Spielpartie von G. G. in Schlawa 1; C. F. Bester sen. in Wittweida 5; aus Berlin S. 15, 10; J. in Osnabach a. M. 5; von der 9 Monat alten Elise Eberdrol in Hamburg 1; durch S. Socmann in Frankfurt a. M.; Frau Eva Raders, Café de Paris 2, N. Morgenstern 6, S. S. 2, L. u. L. 3, Bloch 2, durch denselben von S. 3, eine Woche Stagegewinn von der Stagegesellschaft im Café Paris und zwar: J. 19,40, Mayer 7,10, S. 2,80, Leichau 2,70 zusammen 60; Max Wills, Rittertr. in Berlin 3; Albrecht Köpping in Dicks 3; Braun in Mainz 5; aus Landsberg am Lech 3; Otto u. Jenny Glaser in Dresden 2; von den Stammgästen der Bahnrestauration Langenweddingen 9; Paula Feder in Magdeburg 3; L. S. u. G. F. Berlin 6,05; durch Dr. Delschläger in Weimar: Buchhändler Zuchschwert in Weimar 3, Hefeniglammtig. d. Schule Niergrunstedt b. Weimar 3,02 zusammen 6,02; Richard Stof in Grimmitzshau 3; von den Mitgliedern des Regellubs „Simion“ durch Louis Bodenstab in Bremerhaven 100; „Vertrau“ auf Gott und rette den Bedrängten“. Berlin 5,55; Fr. M. Koch in Berlin, Behrenstr. 20; Moritz Loewenthal in Sietzin 3; gef. am 12. 12. 84. auf einem Geburtstage durch Ida Schade in Sietzin 4; Karl Weill, Wintergasse 17 II. in Augsburg 3; A. N. in Sebnitz in Sachsen 6; „Anonymus“ in Troppau (2 Hl. d. W.) 3,25; M. W. 5; Frau C. G. in Herrstein (Oldenburg) 10; D. S. in Altenburg S. A. 3; vom Stammtisch im „Gänsefiedel“ in Dresden durch Bruno Bernhardt 10,05; D. M. in Joidau i. S. 10; A. B. in Halle a. d. S. 3; Fris. Heine in Eisleben 5; Ernst L. in Berlin, Victoriast. 3,10; A. v. N. in Meidenburg in Cyprien 3; Julius Petri, Jägerstraße 66 in Berlin 20; „Einige Gesellschaftsreisende“ in München 10,50; Familie G. . . . in Berlin, Lichtenbergerstraße 1; aus Walsrode: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Brüder“ 20; Th. M. in Leipzig 1,50; Hermann B. aus Erfurt 3; A. B. und Paul B. aus Erfurt 3; sieben hohle Reisende im Restaurant Dertel in Leipzig durch T. Heidenreich 7; Erika! Karlsruhe i. B. 20; aus Kuppen i. d. Lausitz 1; J. K. in Stolham 5; Gebrüder Leuze in Urach 20; Arthur Leuze in Urach 20; „Tropicus“, Hdam 5; aus Braunschweig: Klein die Gabe, wie die Gabe — des Abenders 2; A. Bannmann in Berlin 1,50; Henry u. Andine in Bremen 1,50; Ungenannt in Sagau 1; Ernst Arnold in Greiz 20; Consul M. Crostogino jr. in Ostfod i. M. 3; A. H. in Ostfod 3; H. B. in Rensburg 6; P. S. in Boien 1; von dem im Hotel „Zum neuen Hause“ tagenden Donnerstags-Club in Oldenburg i. Gr. 4; Sammlung am Vortragsabend in der Gemeinde Guthmannshausen nach Vorlesung des trefflichen Delschläger'schen Gedichts, eingeleitet durch Pfarrer Schmidt 11,18; gesammelt auf dem frohen Geburtstage von Th. B. in Altona 10; Carl Joh. Vogt in Mainz 3; Marie in Altenburg 2; M. Schöneberg in Bradwebe 3; Rohne, Smalld von 1870/71 in München 3; eine Sammlung in Heiligenbeil 20; Familie W. in Berlin 3; gesammelt unter Freunden bei Forbel und in der „Deutschen Heimunde“ von Carl Gräbel in Gotha 16; von J. in Leipzig 5; C. S., Abonnent seit 1872 in Gomers a. d. S. 2; W. Gln. in Freiberg i. S. 1; „Straßelder für Gebrauch überflüssiger Fremdwörter“ von S. K. und S. in Düsseldorf 3; A. Fode in Bremen 5; D. F. in Kronenberg i. Bayrn. 10; „Freundin der Gartenlaube“ in St. Petersburg“ 20; C. K. Koffel 10; von G. Th. K. in Leipzig 5; Adolf Henne in Hannover 5; ein alter Commis voyageur in Berlin 1; Rudolf Schumann in Leipzig 3; W. C. in Dresden-Neustadt 20; Witwe B. in Berlin 2; Dr. Kfm. in Berlin 5; als Weihnachtsgrüße von der Witwe Küdert in Zangermünde durch Th. Meier 30; V. Decker, eine Thüringerin in Dresden 2; A. K., ein schweizerischer Postbeamter in Lichtenfels 4; von einer deutschen Familie in Eldham (England) 10,20; F. B. in Leipzig 15; eine langjährige Lehrerin in Neutlingen 5; A. S. G. in Heidelberg 3; Au. in Kattowitz 10; ein Abonnent in Boldigt i. M. 2; „Dispositionsfonds“. Köln a. Rh. 21; Gebrüder Lorenzlein in Königsberg 5; T. in Eisleben 5; H. Miles in Berlin 5; P. Merd, Gr. Stiftsrechner in Darmstadt 2; A. S. in Charlottenburg 3,05; A. K. L. M. in Chemnitz 6; G. Barden in Bad Stuer 3; Ferd. Nischeweh in Hamburg 10; aus Forst i. d. Lausitz 5; Hedwig Adam, Lehrerin in Kattowitz 2,50; F. H. in W. 20; A. F. in Dortmund 12; Rud. Hochstein in Nürnberg 4; A. H. in Dresden (zweiter Beitrag) 3; L. G. in Hamburg 1; Verein jüng. Buchhändler „Lahn“ in Marburg in H. 6; D. B. in Frankfurt a. M. 2; J. N. in Berlin 5; M. H. in Kreuznach 2; Dr. J. A. in Greifswald 5,05; von dem Wistfränzchen der munteren vier Damen in Köln a. M. 7; A. u. M. Fr. in Karlsruhe i. B. 10; A. M. in Koblenz 20; gesammelt im Hotel „Pianerhof“ in Aurich 13,50; Kfenburg in Pateusen 3; von J. F. in Wiesbaden 1,50; gesammelt in der Abendunterhaltung für die Lehrlinge der hiesigen Gewerbetreibenden u. von seinen eigenen Kindern durch Lehrer J. Schabbe in Schw.-Hall 2,50; Frau Bau-Insp.pector L. C. in Berlin 5; M. Spagb. in Merzig 5; Dr. Herrn. Delschläger in Weimar 20; A. Hahn Schulquartier 5 III in Dresden 2; Genzlo in Parchim 5; Abonnent F. in Heppenheim a. B. 3; A. J. in St. Gallen 20; K. B. 3; gesammelt von den Stammgästen in Restaurant Gelfort, Bräderstr. 38 in Berlin 50; einige Studenten, durch stud. jur. W. Marquardt in Sietzin 6,50; E. Badosen in Wittweida 5; M. D. in B. 2; Frl. C. in Dessau 2; C. S. in Dessau 3; J. A. in Dessau 2; von den Familien Hermes-Hahn in Berlin 27; A. in Charlottenburg 3; die Schweitern M. in Magdeburg 8; A. Voholm in Berlin 10; aus Hildesheim 5,85; S. in Michelstadt i. O. 5; Fr. Hille in Wörrden b. Göttingen 10; Max Mühl, Trachenberge 24 b. Dresden 5; L. Dammier, Unerwiel 22 in Sietzin 6; Elfriede u. Bruno in Braunschweig 2; ein langjähriger Abonnent der „Gartenlaube“ und Bewunderer des bis in den Tod pflichtgetreuen Beamten in Porrentrun (Schweiz) 5; von einem ehemaligen Eisenbahn-Schaffner in Darmstadt 1; C. H. in Wittenburg i. M. 3; S. G. Fim in Kronstadt i. Siebb. (2 Hl. d. W.) 3,32; Albert Grau, Architekt in Bresslau 5; B. in Bromberg 10; Frau Valerie Fiedeler in Hannover 6; von S. durch J. B. Diehl's Sort. in Darmstadt 3; von Ida u. Sophie in Hamburg 8,05; von M. A. in Berlin 10; C. G. in K. in D. Br. 7,50; von einem Leser der „Gartenlaube“ unweit Hannover 2; J. G. aus Wien (5 Hl. d. W.) 8,25; Weihnachtsen 1884, Leipzig 20; Ergebniß einer Sammlung in einem kleinen Kreis von Jüngerer Bauwaren, eingeleitet durch Dr. Franz Subenwoll, altfath. Pfarrer 16,43; Joh. Weingaertner in Liverpool 5; aus Darmstadt 5; Renier Köp in Wiesbaden 10; vom Sparkasse der Geshw. B. in M. 2; Sammlung von Regnub in Berlin 11; C. A. B. in Bernburg 3; gesammelt durch S. L. am 23. Dez. auf der Neuen Börse in Halle a. S. 15; M. Fohst in Jahnowen 3; Clara Sparmann in Berlin 10; Bruno Trabant in Magdeburg 5,05; Frau Hauptmann Meißner in Marienberg in S. 6; S. L. in Arien 10; C. Sirtus in Berlin 10; S. E. in Magdeburg 20,05; gesammelt v. d. „Sclaraßia Francovadia“ zur Frankfurt a. O. bei ihrer Weihnachtsfeier, eingel. d. Ferd. Patel, Kämpfer 12,60; J. B. B. in O. 5; aus der Sparbüche von vier kleinen Mädchen in Leipzig 2,70; A. in Neumarkt in Schl. 1; von A. F. in Karlsruhe in B. 5; J. A. in Frankfurt a. M. 10; H. J. in Wiesbaden 1,50; A. N. in S. 5; A. Gültig aus der Stafalle der Familie H. in Lemey 30; A. Simon in Naumburg a. O. 5; G. L. D. in Frankfurt a. M. 20; S. Kempf, Gr. Distr. -Gmm. in Groß-Gerau 5; Schmölber in Viebrich 10; C. A. S., Wältingstr. 9 in Elberfeld 50; S. J. in B. 3; A. N. in Bad Nauheim 5; D. C. in Königsberg in Br. 5; D. in Bepenstein 4; Dr. Fischer, Kurfürstenstr. 53 in Berlin 10. Summe der 3. Quittung. # 2475,16 (enthält die vom 12. bis 28. December 1884 eingegangenen Beiträge). Gesamtbeitrag der 1., 2. und 3. Quittung. # 5134,70.

Inhalt: Die Frau mit den Korntelhäuten. Von E. Marlit (Kortschung). S. 105. — Sindersberg. Illustration S. 105. — Die Gefasenen des Mühlengaus und ihr Kewede. Von Dr. Fr. Dornblith in Weissh. S. 110. — Zur 200jährigen Gekurtstagsfeier Georg Friedrich Handl's. Von Robert Böhm. Mit Portrait S. 112. — Nem im Wand. Von Richard Kuhn. S. 114. Mit Illustrationen S. 116, 117 und 118. — Die Ralischke. Von Arthur von Zou. S. 119. Mit Illustrationen S. 119, 121 und 122. — Alerte und Wärdner: Katala. S. 123. Mit Illustrationen S. 109. — Weber's „Silvana“. — Volleintricks Prinktwasser. — Zu nichtig, was erlösen will werden. — Wenn verdrant wie der Fingerhut? — Alerte Karyweit: Naliches Tableau: Das gefüllte Rad. — Auflösung des Kameral-Räthels in Nr. 6. — Kleiner Vielesien. — 3. Quittung der Sammlung für die bei Hanau Verunglückten. S. 124.

Verantwortlicher Herausgeber Adelf Krüner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiebe, sämmtlich in Leipzig.